

Völkischer Beobachter (Berlin)

Nr. 30 . . .

Frau Tschiangkaiſchek

Die interessante Frau desernen Ostens

Schanghai, 29. Januar.

Tschiangkaiſchek, Generaliſſimus und Reorganisaſtor des volkreichſten Reiches der Welt, hat kaum einen treueren Begleiter und tüchtigeren Adjutanten als ſeine anmutige Frau. Wenn der General gegen die Kommuniſten in Südchina, denen er Vernichtung geſchworen hat, zu Felde zieht, ſo folgt ſie ihm. Bei ſeinen Reiſen über Tauſende von Kilometern mit Flugzeug, Kraftwagen und Eiſenbahn iſt ſie ſein Gefährte. Kommen die Generale zum Kriegeſrat, ſo iſt ſie dabei. Empfängt der Marſchall Fremde, ſo macht ſie den ſprachkundigen Dolmetſcher.

Seit über einem Jahr lebt Frau Tſchiangkaiſchek, von den gemeinſamen Reiſen abgeſehen, mit ihrem Mann in dem Armeehauptquartier in Nantſchang in der Provinz Kiangſi. Am Ende ihrer letzten Reiſe — rund 15 000 Kilometer durch Nord- und Nordweſtchina — kam ſie gerade für einen Tag nach Schanghai.

„Mein Platz iſt an der Front“, erklärte ſie unſerem Vertreter. „In Nantſchang bewohnen wir ein Häuſchen von vier Zimmern. Außer kurzen Beſuchen in Nanſing und anderen Städten werden wir dort bleiben, bis die organiſierte kommuniſtiſche Gefahr für China beſeitigt iſt.“

Schon wenige Stunden nach dieſem Geſpräch war Frau Tſchiangkaiſchek auf dem Wege nach Nanſing, um an Beſprechungen ihres Mannes mit den Generalen aus den Provinzen Szechuan, Hunan und Hupeh teilzunehmen. Während der letzten Reiſe unterhielt ſich Frau Tſchiangkaiſchek überall mit den Frauen über die täglichen Nöte ihres Daſeins. Sie beſuchte aber auch, als eifrige Förderin der Bewegung „Neues Leben“ die chriſtlichen Miſſionsſtationen. Dieſe Bewegung wurde zu Beginn des vergangenen Jahres von Marſchall Tſchiangkaiſchek ins Leben gerufen und nimmt nun ihren Weg durch ganz China. Sie hat die Belebung der Tugenden zum Ziel, die der weiſe Konfutius fünf Jahrhunderte vor Chriſtus predigte.

Tſchiangkaiſchek und ſeine Frau beſuchten auch die Mongolei und mehrere mongoliſche Fürſten, darunter den Fürſten Teh, einen Nachkommen des großen Tſchingis Khan, deſſen Heere Aſien unterwarfen und weit nach Europa vordrangen. Teh ſchenkte dem Marſchall und ſeiner Gattin hundert mongoliſche Ponies wie jene, mit denen die gefürchteten Reiterſcharen ſeines Ahnherrn die Lande durchſchweiften. Als Gegengeſchenk verehrte Tſchiangkaiſchek dem Fürſten moderne Kraftwagen.

Da das Flugzeug des Generaliſſimus nicht groß genug war, um auch einen Preſſevertreter unterzubringen, telegraphierte Frau Tſchiangkaiſchek ſelbſt die Reiſeberichte an die Zeitungen in Schanghai. So half ſie ständig ihrem Gatten in den ſieben Jahren ihrer Ehe.

Vor ihrer Verheiratung hieß Frau Tſchiangkaiſchek Mayling Soong. Als Schülerin des amerikaniſchen Wellesley College war ſie ſo berühmt für ihre exotiſche Schönheit, daß ſich Filmateliers von Hollywood vergeblich um ſie bemühten. Ihr Vater trat im Frühjahr 1896 in Amerika zum Chriſtentum über. Ihre Mutter war ein eifriges Mitglied der chineſiſchen Chriſtengemeinde und alle Kinder dieſer Ehe, darunter der frühere bekannte chineſiſche Finanzminiſter T. W. Soong, ſind gläubige Chriſten. Zweifellos iſt es dem Einfluß Maylings zuzuschreiben, daß Tſchiangkaiſchek ſelbſt im Jahre 1931 zum Chriſtentum übertrat.

Frau Tſchiangkaiſchek iſt gut und unaufſällig angezogen. Ungleich vielen modernen Chineſinnen trägt ſie langes Haar. Sie iſt 30 Jahre alt, hat aber bisher keine Kinder. Sowohl der Marſchall wie ſeine Frau lieben eine ſtille, behagliche Häuſlichkeit und, wenn es die Staatsgeſchäfte geſtatten, iſt ihr größtes Vergnügen ein Landausflug.

Frau Tſchiangkaiſcheks älteſte Schweſter iſt die Frau des jetzigen Finanzminiſters Dr. H. H. Kung, eines direkten Nachkommen von Konfutius. Die zweite Schweſter heiratete den verſtorbenen Revolutionsführer Sun Yatſen. Sie iſt eine Anhängerin extremer linſtradiſkaler Lehren und lebt jezt meiſtens in Europa.

Hamburger Fremdenblatt

Nr. 349 - A -



Der englische Berater Tschiang Kai sheks, Donald, ist nach Sianfu geflogen, um mit den Meutern über die Freilassung des Marschalls zu verhandeln. Unser Bild zeigt Donald mit der Frau Tschiang Kai sheks. Aufn. Weltbild

Donald an die Gattin des Marschalls

Kanling, 15. Dezember

Der britische Berater des Marschalls Tschiang Kai shek, der zur Unterhandlung nach Sianfu geflogen war, ist am Dienstag nach Lohang zurückgekehrt und hat von dort aus der Gattin Tschiang Kai sheks telephonisch mitgeteilt, daß der Marschall im Hauptquartier des Befriedungskommissars von Schensi weile. Er habe selbst zwei Unterredungen mit ihm geführt. Der Marschall sei gesund und zuversichtlich. In Kanling ist man auf Grund dieser Mitteilung wieder etwas optimistischer geworden und hofft, daß die Möglichkeiten für die Freilassung Tschiang Kai sheks noch nicht erschöpft sind.

Das Telegramm, daß der britische Journalist und Ratgeber Marschall Tschiang Kai sheks, Donald, aus Lohang geschickt hat, hat folgenden Wortlaut: „Bis Montag nachmittag hat sich Marschall Tschiang Kai shek geweigert, mit General Tschang Hsue liang zu sprechen, obwohl sich der aufständische General verschiedentlich darum bemühte. Ich besuchte Tschiang Kai shek in Begleitung Tschang Hsue liangs, der den Marschall zu wiederholten Malen aufforderte, seine Forderungen anzuerkennen. Marschall Tschiang Kai shek erklärte jedoch, das sei völlig unmöglich.“

Frau Tschiang Kai shek hat die Absicht, nach Sianfu zu fliegen, angeblich aufgegeben, weil der Marschall durch Vermittlung Donalds gebeten haben soll, davon Abstand zu nehmen. Donald selbst will am Mittwoch allein von Lohang zu weiteren Verhandlungen wieder nach Sianfu fliegen.

Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. M.)

Nr. 655

**Die Frau Tschiangs
nach Sianfu abgeflogen.**

General Yen Si-schan entsendet Vermittler

Nanking, 22. Dezember. (DNB.) Frau Tschiang Kai-schek ist mit ihrem Bruder T. B. Sung und dem englischen Berater des Marischalls Donald am Dienstag vormittag von Nanking nach Sianfu abgeflogen, um die Verhandlungen mit dem meuternden General fortzusetzen.

In Taihuanfu traf am Montag nachmittag aus Nanking eine Abordnung ein, die mit General Yen Si-schan Möglichkeiten einer Vermittlungssaktion in Sianfu besprach. Nach zweistündiger Beratung wurde an Tschiang Sue-liang die telegraphische Bitte gerichtet, ein Flugzeug nach Taihuanfu zu senden, das 5 Vermittler abholen soll. Es handelt sich um 3 Vertreter der Nanking-regierung und 2 Abgesandte Yen Si-schans, die in Sianfu die Freilassung Tschiang Kai-scheks erwirken sollen.

Der dem Befriedungskommissar von Schensi unterstehende Divisionskommandeur Feng Tschin-tschai hat sich von den Meuterern losgesagt.

Datum 28. Dez. 1936

Neue Basler Zeitung № 304

Tragödie einer Familie. / Tragödie eines Volkes. / Frau Sun Yat-sen, die Vertraute der Komintern. / Frau Tschiangkai-shek, die Gattin des gefangenen Marshalls. / Frau Kung, die Frau des Finanzministers.

Der folgende Stimmungsbericht wurde vor der Freilassung Tschiang Kai Shecks verfaßt, hat aber dadurch an Interesse nicht eingebüßt.

Frau Tschiangkai-shek handelt sofort.

b. Im kahlen, spartanisch eingerichteten Bureau des Marshalls Tschiangkai-shek zu Nanking schallte das Telephon. Eine schmale beringte Frauenhand griff nach dem Hörer. Jeder der Anwesenden wußte sofort, daß es sich um eine Nachricht von höchster Wichtigkeit handeln mußte. Das ovale Gesicht der Zuhörerin wurde noch etwas schmaler und straffer. Ihr Oberkörper in dem hochgeschlossenen blauseidenen Kleid beugte sich aus dem amerikanischen Bürosessel gespannt nach vorne. Keine Frage wurde gestellt. Man hörte nur die helle Vogelstimme des fernen Teilnehmers am anderen Ende des Drahtes. Als der Hörer wieder in der Gabel lag, herrschte einen Augenblick lang tiefes Schweigen. Dann stand die Frau auf und sagte mit knappen Worten: „Tschianghsue-liang hat meinen Mann gefangengelegt. Ich bitte in einer Stunde den Zentralpolitischen Ausschuß zu einer dringenden Sitzung zu mir“. Die Männer gehorchten. Sie sind gewohnt, von der Frau des Marshalls, Mei-Ping Tschiangkai-shek, geborene Soong, Befehle zu erhalten. Und einige Stunden später waren schon die Regimenter Nankings auf dem Marsch nach Sianfu, um den Marshall zu befreien.

Genossin Sun Yat-sen in Moskau.

Ungefähr um die gleiche Zeit mag ein Telephonanruf mit der gleichen Nachricht die Fernostabteilung der Komintern in Moskau erreicht haben. Auch hier war es eine Frau, welche die ersten Entschlüsse faßte, eine Chinesin, die schon seit einigen Jahren in der Hauptstadt der bolschewistischen Internationale lebt — Frau Ching-Ping Sun Yat-sen, die Witwe des verstorbenen Präsidenten und Begründers der chinesischen Republik. Auch sie ist eine geborene Soong und niemand anders als die leibliche Schwester der Gattin des Marshalls Tschiangkai-shek. Seit sich die Wege ihrer Gatten trennten, sind die beiden Schwestern führende Vertreterinnen der feindlichen Ideologien geworden, die um das Reich der Mitte streiten.

Der schlüßigste Mister Jones.

Schon der Vater dieser beiden Frauen war ein außergewöhnlicher Mann, der sich gegen die uralten Traditionen seines Volkes aufzulehnen wagte. Als junger Mensch ging Soong nach Amerika. In der kleinen Kirche einer methodistischen Sekte des Staates Nordcarolina wurde der Chineser getauft. Der Kapitän des Dampfers „Colfax“, auf dem Soong die Ueberfahrt gemacht hatte, vermittelte seinem Passagier die erste Kenntnis des Christentums und fungierte selbst als Taufzeuge. Der Befehrte nahm den Namen des Kapitäns an und wurde von nun an in den Registern als Mister Charles Jones geführt. Ein amerikanischer Kirchenfürst, Julian S. Carr of Durham, begann sich für

würdig. Er bestand 1885 zu einer Zeit, da Chinesen in den Vereinigten Staaten noch wie Zirkuswunder angestaunt wurden, mit Auszeichnung seine theologische Prüfung und erhielt aus der Studienbörse des Millionärs Vanderbilt ein Stipendium, das ihn instand setzte, wieder in die Heimat zurückzukehren. Charles Jones-Soong wurde Lehrer an der Methodistenmission in Shanghai und eines der angesehensten Mitglieder der dortigen Gemeinde. Er wohnte in einem großen Steinhäus wie die Fremden und wurde von seinen eigenen Landsleuten als Paria behandelt. Als eine seiner Schülerinnen, die hochintelligente Ni, sich entschloß, den Lehrer zu heiraten, mußte sie es gegen den Willen ihrer Eltern tun. Sie wurde von der reichen Mandarinenfamilie geächtet, ihr Name von den Tafeln des Geschlechtes der Ni gestrichen.

Die Frau des Finanzministers.

Dies waren die Eltern der Geschwister Soong. Die Mädchen wurden bereits nach westlichen Grundsätzen erzogen. Man schnürte ihre Füße nicht ein und behandelte sie entgegen den Sitten des Landes als den Männern gleichwertig. Drei Mädchen wurden dem Paar geboren. Ai-Ping, die Älteste, heiratete einen reichen, zum Christentum bekehrten Kaufmann namens Kung. Durch die außergewöhnliche Intelligenz seiner Frau unterstützt, sollte Kung eine überraschende politische Karriere machen. Bisher hatte er in seinen Banktresoren die Silberbarren aufgestapelt, seine Frau aber lehrte ihn, daß Geld arbeiten müsse, um sich zu vermehren und Grundlage einer Macht zu werden. Auf Ai-Pings Geheiß machte Kung große Schenkungen, die ihn beim Volke zu außerordentlicher Popularität verhalfen. Kung war bald Handelsminister und wurde schließlich von Tschiangkai-shek zum Finanzminister ernannt, eine Stellung, die er heute noch einnimmt.

Zwei Chinesen treffen sich in USA.

Ganz anders war der Weg der jüngeren Ching-Ping Soong. Sie wollte nicht so schnell heiraten, sondern das Beispiel ihres Vaters nachahmen. So reiste das Mädchen denn eines schönen Tages über den Pazifik, um im Lande der Wolkenträger den Doktorgrad zu erwerben. Sie studierte am Wesleyan College in Macon im Staate Georgia. Dort hielt auch einmal ein bartloser, aus China verbannter Professor eine Gastvorlesung. Es war nur zu natürlich, daß der jugendliche Doktor Sun Yat-sen und seine Landsmännin aus Shanghai, als einzige Vertreter ihres Volkes in einer fremden Universitätsstadt, schnell Bekanntschaft schlossen. Sie stellten schnell die Ähnlichkeit ihrer Ansichten über die Emanzipation der Chinesen fest und schienen sich auch sonst sehr sympathisch zu sein. So verlobten sie sich und beschloßen, später in der Heimat zu heiraten.

Chinas ideales Ehepaar.

Erst zwei Jahre später sollten sich die Verlobten niederlegen. Es war im Jahre 1913 und der

Drei Geschwister bestimmen Chinas Schicksal.

Tschiang K'ai-shek, Frau
Mei-Ping

Drei Geschwister bestimmen Chinas Schicksal.

Tragödie einer Familie. / Tragödie eines Volkes. / Frau Sun Yat-sen, die Vertraute der Komintern. / Frau Tschiangkai-shek, die Gattin des gefangenen Marshalls. / Frau Kung, die Frau des Finanzministers.

Der folgende Stimmungsbericht wurde vor der Freilassung Tschiang Kai Shecks verfaßt, hat aber dadurch an Interesse nicht eingebüßt.

Frau Tschiangkai-shek handelt sofort.

b. Im kahlen, spartanisch eingerichteten Bureau des Marshalls Tschiangkai-shek zu Nanking schallte das Telephon. Eine schmale beringte Frauenhand griff nach dem Hörer. Jeder der Anwesenden wußte sofort, daß es sich um eine Nachricht von höchster Wichtigkeit handeln mußte. Das ovale Gesicht der Zuhörerin wurde noch etwas schmaler und straffer. Ihr Oberkörper in dem hochgeschlossenen blaueidenen Kleid beugte sich aus dem amerikanischen Bürosessel gespannt nach vorne. Keine Frage wurde gestellt. Man hörte nur die helle Vogelstimme des fernen Teilnehmers am anderen Ende des Drahtes. Als der Hörer wieder in der Gabel lag, herrschte einen Augenblick lang tiefes Schweigen. Dann stand die Frau auf und sagte mit knappen Worten: „Tschianghsue-liang hat meinen Mann gefangen gesetzt. Ich bitte in einer Stunde den Zentralpolitischen Ausschuß zu einer dringenden Sitzung zu mir“. Die Männer gehorchten. Sie sind gewohnt, von der Frau des Marshalls, Mei-Ling Tschiangkai-shek, geborene Soong, Befehle zu erhalten. Und einige Stunden später waren schon die Regimenter Nankings auf dem Marsch nach Sianfu, um den Marshall zu befreien.

Genossin Sun Yat-sen in Moskau.

Ungefähr um die gleiche Zeit mag ein Telephonanruf mit der gleichen Nachricht die Fernstadtteilnahme der Komintern in Moskau erreicht haben. Auch hier war es eine Frau, welche die ersten Entschlüsse faßte, eine Chinesin, die schon seit einigen Jahren in der Hauptstadt der bolschewistischen Internationale lebt — Frau Ching-Ling Sun Yat-sen, die Witwe des verstorbenen Präsidenten und Begründers der chinesischen Republik. Auch sie ist eine geborene Soong und niemand anders als die leibliche Schwester der Gattin des Marshalls Tschiangkai-shek. Seit sich die Wege ihrer Gatten trennten, sind die beiden Schwestern führende Vertreterinnen der feindlichen Ideologien geworden, die um das Reich der Mitte streiten.

Der schlüpfhügelige Mister Jones.

Schon der Vater dieser beiden Frauen war ein außergewöhnlicher Mann, der sich gegen die uralten Traditionen seines Volkes aufzulehnen wagte. Als junger Mensch ging Soong nach Amerika. In der kleinen Kirche einer methodistischen Sekte des Staates Nordcarolina wurde der Chineser getauft. Der Kapitän des Dampfers „Colfax“, auf dem Soong die Ueberfahrt gemacht hatte, vermittelte seinem Passagier die erste Kenntnis des Christentums und fungierte selbst als Taufzeuge. Der Bekehrte nahm den Namen des Kapitäns an und wurde von nun an in den Registern als Mister Charles Jones geführt. Ein amerikanischer Kirchenfürst, Julian S. Carr of Durham, begann sich für den gelbhäutigen Bekenner des Christentums zu interessieren und vermittelte ihm einen Freiplatz in dem exklusiven Trinity College.

Die Heirat des Verfeimten.

Der chinesische Student zeigte sich des Vertrauens, das man in ihn gesetzt hatte, vollauf-

würdig. Er bestand 1885 zu einer Zeit, da Chinesen in den Vereinigten Staaten noch wie Zirkuswunder angestaunt wurden, mit Auszeichnung seine theologische Prüfung und erhielt aus der Studienbörse des Millionärs Vanderbilt ein Stipendium, das ihn instand setzte, wieder in die Heimat zurückzukehren. Charles Jones-Soong wurde Lehrer an der Methodistenmission in Shanghai und eines der angesehensten Mitglieder der dortigen Gemeinde. Er wohnte in einem großen Steinhäus wie die Fremden und wurde von seinen eigenen Landsleuten als Paria behandelt. Als eine seiner Schülerinnen, die hochintelligente Mi, sich entschloß, den Lehrer zu heiraten, mußte sie es gegen den Willen ihrer Eltern tun. Sie wurde von der reichen Mandarinenfamilie geächtet, ihr Name von den Tafeln des Geschlechtes der Mi gestrichen.

Die Frau des Finanzministers.

Dies waren die Eltern der Geschwister Soong. Die Mädchen wurden bereits nach westlichen Grundsätzen erzogen. Man schnürte ihre Füße nicht ein und behandelte sie entgegen den Sitten des Landes als den Männern gleichwertig. Drei Mädchen wurden dem Paar geboren. Mi-Ling, die Älteste, heiratete einen reichen, zum Christentum bekehrten Kaufmann namens Kung. Durch die außergewöhnliche Intelligenz seiner Frau unterstützt, sollte Kung eine überraschende politische Karriere machen. Bisher hatte er in seinen Banktresoren die Silberbarren aufgestapelt, seine Frau aber lehrte ihn, daß Geld arbeiten müsse, um sich zu vermehren und Grundlage einer Macht zu werden. Auf Mi-Lings Geheiß machte Kung große Schenkungen, die ihn beim Volke zu außerordentlicher Popularität verhalfen. Kung war bald Handelsminister und wurde schließlich von Tschiangkai-shek zum Finanzminister ernannt, eine Stellung, die er heute noch einnimmt.

Zwei Chinesen treffen sich in USA.

Ganz anders war der Weg der jüngeren Ching-Ling Soong. Sie wollte nicht so schnell heiraten, sondern das Beispiel ihres Vaters nachahmen. So reiste das Mädchen denn eines schönen Tages über den Pazifik, um im Lande der Wolkenträger den Doktorgrad zu erwerben. Sie studierte am Wesleyan College in Macon im Staate Georgia. Dort hielt auch einmal ein hartloser, aus China verbannter Professor eine Gastvorlesung. Es war nur zu natürlich, daß der jugendliche Doktor Sun Yat-sen und seine Landsmännin aus Shanghai, als einzige Vertreter ihres Volkes in einer fremden Universitätsstadt, schnell Bekanntschaft schlossen. Sie stellten schnell die Ähnlichkeit ihrer Ansichten über die Emanzipation der Chinesen fest und schienen sich auch sonst sehr sympathisch zu sein. So verlobten sie sich und beschloßen, später in der Heimat zu heiraten.

Chinas ideales Ehepaar.

Erst zwei Jahre später sollten sich die Verlobten wiedersehen. Es war im Jahre 1913, und der junge Professor war inzwischen für kurze Zeit der erste Präsident der Republik China gewesen. Nun war er von seinen Gegnern zum Rückzug gezwungen worden. An der Seite von Ching-Ling Soong, die er in Shanghai heiratete, begann Sun Yat-sen nun seinen Kampf um die

Wiedereinführung der Macht. Beide sprachen in den Versammlungen oder vom Dach irgendeines Autos herab zu den Massen. Sie predigten die Befreiung Chinas von allen überalterten Traditionen und galten selbst als Modell des kameradschaftlichen Ehepaares, von dem sie in ihren Reden sprachen. Frau Sun Yat-sen zog sich ganz westlich an, sogar ihre Haartracht änderte sie. Wer die Ehrenpräsidentin der Kuomintang-Partei und Führerin der weiblichen Jugend sah, konnte beinahe meinen, eine europäische Frauenrechtlerin vor sich zu haben. Als der Gatte im Jahre 1925 starb und bei Nanjing in einem prächtigen Ehrentempel beigesetzt wurde, geriet Frau Sun Yat-sen ganz unter den Einfluß der Ratgeber, die Moskau nach China gesandt hatte. Sie bekannte sich nun offen zu den Grundsätzen des Marxismus und versuchte die Kuomintang für ein Sowjet-China zu begeistern. Aber da griff der Mann ihrer Schwester, General Tschiangkai-sche, der nicht länger zusehen wollte, wie China planmäßig bolschewisiert wurde, endlich ein. Als Herr der stärksten chinesischen Armee schickte der General die Abgesandten der Kommintern, Borodin und Blücher, außer Land und erklärte dem Kommunismus seinen Kampf. Eine der Ersten, die vor dieser Kriegserklärung außer Landes fliehen mußten, war seine Schwägerin, Frau Sun Yat-sen.

Tschiangkai-sche: „Meine Frau macht aus einem Hausknecht einen Staatsmann“.

So wurde die dritte und jüngste der Schwestern Soong zur „First Lady“ Chinas. Mei-Ling Soong war die schönste der drei Schwestern. Von vielen umworben, erwählte sie schließlich Tschiangkai-sche als den Zukunftsreichsten ihrer Bewerber. Am 1. Dezember 1927 fand die festliche Hochzeit statt. Tschiangkai-sche hatte bis dahin kaum über die Grenzen Chinas geblickt. Seine Frau öffnete ihm die Augen für die andere Welt. Sie brachte ihrem Gatten mit unendlicher Geduld die englische Sprache bei. Sie regte ihn an, fremde Zeitungen und Bücher zu lesen. Tschiangkai-sche hat sich einst freimütig darüber geäußert: „Meine Frau machte aus einem Hausknecht einen Staatsmann“. Der Marschall, dessen fünfzigster Geburtstag unlängst gefeiert wurde, hat sich auch nie geschämt, einzugehen, daß er seiner Gattin einen wichtigen Teil der Staatsgeschäfte überläßt.

Mei-Ling will vermitteln.

Wieder einmal werden im Fernen Osten Chinesen gegen Chinesen kämpfen. Das Hauptquartier der Roten befolgt die Weisungen der Frau Sun Yat-sen, — im Regierungspalast zu Nanjing plant Frau Tschiangkai-sche die Befreiung ihres Gatten, — im prächtigen Privatpalais des Finanzministers denkt Frau Kung darüber nach, wie sie die rivalisierenden Schwestern versöhnen könnte. Hinter den Parteien und Herren stehen die Töchter des Lehrs Soong. Von ihrem Verhalten kann das Schicksal des volkreichsten Landes der Erde abhängen.

Wien, Samstag, den 2. Oktober

1937.

Die Diskussion über die Freiwilligenfrage.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Rom, 1. Oktober. Wie man hier annimmt, wird in kürzester Zeit die englisch-französische Note im italienischen Außenamt überreicht werden. Die Stellungnahme Italiens zu diesem entscheidenden Ereignis der internationalen Politik ist durch die gesamte außenpolitische Haltung des Landes klar vorgezeichnet. Zunächst wird Italien keinesfalls ohne die Zuziehung Deutschlands an dieser internationalen Begegnung teilnehmen. Italien wird auch nach wie vor die Gleichzeitigkeit der Abberufung der Freiwilligen auf beiden Seiten fordern. In allgemeiner Hinsicht wird betont, daß Italien einer Diskussion dieser Frage nicht abgeneigt ist, daß es aber dem Londoner Nicht-einmischungsausschuß als die maßgebende Stelle hierfür betrachtet. Dies sei schon deshalb unerlässlich, da es absolut nicht angängig sei, die Freiwilligenfrage als ein italienisches Problem darzustellen. Der Rahmen einer Dreierkonferenz scheint deshalb hier für eine erschöpfende Behandlung der Spanienfrage zu eng begrenzt.

Wenn man aber einerseits auf diesen italienischen Einwand gefaßt sein muß, so ist es andererseits zweifellos unrichtig, wenn ausländische Blätter der jüngsten Begegnung Grandis mit Eden den Sinn einer Absage Italiens an die Note unterschreiben, ehe sie noch überreicht worden sei. Von hier aus betrachtet, muß man diese Begegnung mehr in einem anderen Sinne auslegen, insofern sie eine konstruktive Teilnahme Italiens erkennen läßt, wie man hier überhaupt sicherlich eine Initiative, die brauchbare Elemente für das Zustandekommen einer europäischen Zusammenarbeit zu enthalten scheint, nicht zum Scheitern bringen wird.

Die englisch-französische Note.

Telegramm der „Neuen Freien Presse“.

Paris, 1. Oktober. Zur gemeinsamen englisch-französischen Note, die zu Beginn der nächsten Woche in Rom übergeben werden soll, erzählt man in offiziellen Kreisen folgendes: Die englische und die französische Regierung sind nach dem bisherigen Meinungsaus-

Glaubt aber die italienische Regierung, daß die Freiwilligenfrage zu lösen sei, und will sie auf diesem Gebiete mit England und Frankreich zusammenarbeitend die Nicht-einmischungspolitik wieder herstellen?

Aus dieser Frage geht hervor, daß Frankreich und England vorläufig auf die Einberufung einer Dreierkonferenz verzichten und sich darauf beschränken, eine allgemeine Debatte über das Nicht-einmischungsproblem im Rahmen des Londoner Ausschusses vorzubereiten. Wenn die Haltung Roms negativ sein sollte, würden die beiden westlichen Staaten ihre Handlungsfreiheit zurücknehmen.

Madame Tschiang-Kai-Schek.

Von unserem Korrespondenten.

New York, im September.

Der erste Mann von China ist eine Frau. Sie heißt „Strahlende Laune“ — auf chinesisch Mei-Ling — und wird im diplomatischen Handbuch als Madame Tschiang-Kai-Schek, Gattin des Ministerpräsidenten der Rangkingregierung und Oberbefehlshabers der chinesischen Armee, geführt. Madame Strahlende Laune ist aber nicht nur die Gattin des Marschalls, sondern seine Entdeckerin, und sie ist nicht nur der erste Mann von China, sondern wahrscheinlich die erste Frau unserer Zeit. Obgleich sie nicht weiß, wer ihr Großvater gewesen ist, ihr Vater war nämlich ein Findelkind, gehört sie jener Familie an, die das Reich der Mitte tiefer und umfassender beherrscht als jemals in der vieltausendjährigen chinesischen Geschichte eine kaiserliche Dynastie, und durch Verschmäherung ist sie überdies mit dem ältesten Adelsgeschlecht der Erde verwandt: mit dem Hause Kung, das in achtundsiebzigster Geschlechterfolge von Konfucius abstammt. Mit vollendeter westlicher Schulung schafft sie am Werk der Wiedergeburt des Ostens. Kind des Maschinenzeitalters, trägt sie das Erbe einer mystischen Welt im Blut. In der Harmonie ihrer Gegensätze vollendet sie das Rätselwesen: Frau.

Wien, Samstag, den 2. Oktober

1937.

Die Diskussion über die Freiwilligenfrage.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Rom, 1. Oktober. Wie man hier annimmt, wird in kürzester Zeit die englisch-französische Note im italienischen Außenamt überreicht werden. Die Stellungnahme Italiens zu diesem entscheidenden Ereignis der internationalen Politik ist durch die gesamte außenpolitische Haltung des Landes klar vorgezeichnet. Zunächst wird Italien keinesfalls ohne die Zuziehung Deutschlands an dieser internationalen Begegnung teilnehmen. Italien wird auch nach wie vor die Gleichzeitigkeit der Abberufung der Freiwilligen auf beiden Seiten fordern. In allgemeiner Hinsicht wird betont, daß Italien einer Diskussion dieser Frage nicht abgeneigt ist, daß es aber dem Londoner Nichteinmischungsausschuß als die maßgebende Stelle hierfür betrachtet. Dies sei schon deshalb unerlässlich, da es absolut nicht angängig sei, die Freiwilligenfrage als ein italienisches Problem darzustellen. Der Rahmen einer Dreierkonferenz scheint deshalb hier für eine erschöpfende Behandlung der Spanienfrage zu eng begrenzt.

Wenn man aber einerseits auf diesen italienischen Einwand gefaßt sein muß, so ist es andererseits zweifellos unrichtig, wenn ausländische Blätter der jüngsten Begegnung Grandis mit Eden den Sinn einer Absage Italiens an die Note unterschreiben, ehe sie noch überreicht worden sei. Von hier aus betrachtet, muß man diese Begegnung mehr in diplomatischem Sinne auslegen, insofern sie eine konstruktive Teilnahme Italiens erkennen läßt, wie man hier überhaupt sicherlich eine Initiative, die brauchbare Elemente für das Zustandekommen einer europäischen Zusammenarbeit zu enthalten scheint, nicht zum Scheitern bringen wird.

Die englisch-französische Note.

Telegramm der „Neuen Freien Presse“.

Paris, 1. Oktober. Zur gemeinsamen englisch-französischen Note, die zu Beginn der nächsten Woche in Rom übergeben werden soll, erfährt man in offiziellen Kreisen folgendes: Die englische und die französische Regierung sind nach den bisherigen Besprechungen im Londoner Nichteinmischungsausschuß über die Frage der spanischen Freiwilligen zu dem Schluß gelangt, daß Italien in dieser Frage eine Sonderstellung einnimmt, da es sich offen mit Franco solidarisch erklärte.

Glaubt aber die italienische Regierung, daß die Freiwilligenfrage zu lösen sei, und will sie auf diesem Gebiete mit England und Frankreich zusammenarbeitend die Nichteinmischungspolitik wieder herstellen?

Aus dieser Frage geht hervor, daß Frankreich und England vorläufig auf die Einberufung einer Dreierkonferenz verzichten und sich darauf beschränken, eine allgemeine Debatte über das Nichteinmischungsproblem im Rahmen des Londoner Ausschusses vorzubereiten. Wenn die Haltung Roms negativ sein sollte, würden die beiden westlichen Staaten ihre Handlungsfreiheit zurücknehmen.

Madame Tschiang-Kai-Schek.

Von unserem Korrespondenten.

New York, im September.

Der erste Mann von China ist eine Frau. Sie heißt „Strahlende Laune“ — auf chinesisches Mei-Ving — und wird im diplomatischen Handbuch als Madame Tschiang-Kai-Schek, Gattin des Ministerpräsidenten der Nankingregierung und Oberbefehlshabers der chinesischen Armee, geführt. Madame Strahlende Laune ist aber nicht nur die Gattin des Marschalls, sondern seine Entdeckerin, und sie ist nicht nur der erste Mann von China, sondern wahrscheinlich die erste Frau unserer Zeit. Obgleich sie nicht weiß, wer ihr Großvater gewesen ist, ihr Vater war nämlich ein Findelkind, gehört sie jener Familie an, die das Reich der Mitte tiefer und umfassender beherrscht als jemals in der vieltausendjährigen chinesischen Geschichte eine kaiserliche Dynastie, und durch Verschwägerung ist sie überdies mit dem ältesten Adelsgeschlecht der Erde verwandt: mit dem Hause Kung, das in achtundsiebzigfacher Geschlechterfolge von Konfuzius abstammt. Mit vollendeter westlicher Schulung schafft sie am Werk der Wiedergeburt des Ostens. Kind des Maschinenzeitalters, trägt sie das Erbe einer mythischen Welt im Blut. In der Harmonie ihrer Gegensätze vollendet sie das Rätselwesen: Frau.

Man muß, um die Geschichte der Madame Strahlende Laune zu erzählen, bei ihrer Mutter beginnen, die das Matriarchat über China aufgerichtet hat. Fräulein Mi aus Kiangsu gehörte zu den ersten Christen in China. Sie schloß sich der Methodistensekte an und in der Sonntagsschule

UNVOLLSTÄNDIG

machte sie die Bekanntschaft des Kaufmannes Charlie Jones Soon. Charlie Jones — eben das Findelkind — hat seine Vornamen dem Namen jenes amerikanischen Frachtdampfers „Charlie Jones“ entlehnt, auf dem er eines Tages aufgefunden worden war. Kulis, die nach Amerika eingeschmuggelt wurden, haben sich häufig ihrer Kinder entledigt, indem sie sie einfach in einem Winkel des Schiffes überließen. Der kleine Chineser ist dann als richtiger Amerikaner aufgewachsen: als Zeitungsjunge, Schuhputzer, Aus- hilfskellner bei Nacht und Student der Vanderbilt-Univer- sität bei Tag. Als Vertreter wichtiger amerikanischer Handelshäuser, aber auch als begeisterter Propagandist der westlichen Aufklärung kehrte er später in seine Heimat zurück. Fräulein Ni, die bald seine Frau wurde, schenkte ihm drei Töchter. Und als der große Dr. Sunyatsen aufstand, die fremde Mandschudynastie vertrieb und vier- hundert Millionen Chinesen wiedererweckte, schloß sich Charlie Jones Soon ihm an: erst als begeisterter Gefolgs- mann, dann als Schwiegervater. Aber nicht er war wichtig, sondern die Frau Gemahlin, deren Spitzname „Die Schwiegermutter der chinesischen Revolution“ bald die Runde um die Welt machte. Nachdem die älteste Tochter Ching-Ling — „Glückliche Laune“ — Sunyatsens Gattin geworden war, gab die Schwiegermutter der Revolution ihre zweite Tochter Li-Ling — „Liebeslaune“ — dem Hoch- aristokraten und Multimillionär H. H. Kung zur Frau; dem gleichen, der eben in seiner Eigenschaft als stellvertreten- der Ministerpräsident und Finanzminister Chinas seine viel- erörterte Diplomatenreise durch Europa und Amerika ab-

Raum in seiner Lehre. „Dem Verkünder ist der Gottessohn gefolgt“: so erklärt Madame Tschiang-Kai-Schek das gläubige Christentum der Konfutsse-Schüler.

Aus ihrer religiösen Einstellung heraus ist sie auch geschworne Gegnerin des, wie sie es ausdrückt, „gottes- leugnerischen, heidnischen Bolschewismus“ und unter allen Erfolgen ihres Mannes — oder sind es mehr ihre eigenen — schätzt sie die Vertreibung der Kommunisten aus China am höchsten ein. Die Tatsache, daß Rußland infolgedessen im chinesisch-japanischen Konflikt nicht eingreift, denn die Machthaber in Moskau haben ja wirklich keinen Anlaß, eine Herrschaft zu stützen, die ihre Hoffnungen auf die gewaltige asiatische Revolution vernichtet hat, nimmt sie ruhig in Kauf. Sie nimmt auch die schwere, bis zum vollständigen per- sönlichen Zerwürfnis führende Verstimmung ihrer Schwester hin, der Witwe Sunyatsens, die der Ueberzeugung ist, das Testament ihres Gatten sei von Tschiang-Kai-Schek ver- raten worden, nachdem dieser Sunyatsens probolschewistische Linie so vollständig ins Gegenteil verkehrt hat. Die chinesi- schen Kommunisten haben, wie man weiß, vor einigen Monaten mit Hilfe gedungener Banditengenerale den Marschall nach Sian verschleppt und zum Tode verurteilt. Was man nicht weiß — und was heute noch vom offiziellen China streng geheim gehalten wird —, ist die Tatsache, daß Tschiang-Kai-Schek bei dieser Gelegenheit fürchterlich miß- handelt wurde. Man hat ihm sämtliche Zähne ausgeschlagen, die Rippen gebrochen und schwere Körperverletzungen am Rücken beigebracht, von denen er sich bis heute noch nicht erholt hat. Daß es nicht zur Hinrichtung kam, verdankt der Marschall nur dem Optermut seiner Gattin. Im selbst-

Botschaftern in La- wegen für ein Ma- Sie ist eine eine Dreißigjährig- haupten Asienkenn- lesensten Anmut. seiden und ihre E- ein englischer Dich- ist Musik. Wahr- in den Worten de- läuten einer neuen

Salamander

Schuhe

die letzten
Herbstneuheiten
in überraschend
großer Auswahl

I. KÄRNTNERSTR. 1
VII. MARIAHILFERSTR. 30
IX. ALSERSTRASSE 8

geschlossen hat. Beide Schwiegersöhne waren nicht nur Träger von Weltnamen und ungefähr die besten Partien Chinas, sondern, worauf die streng methodistische Mutter besonderen Wert legte, gute Christen. Um so tiefer entsetzt war sie, als ihre jüngste Tochter, Mei-Ling, eines Tages mit der Mit- teilung heimkam, sie sei entschlossen, irgendeinen obskuren Offizier zu heiraten, einen gewissen Tschiang-Kai-Schek, der Buddhist war und bereits zwei Frauen mit drei Söhnen hatte. Freilich, der neuen Gattin zuliebe trennte dieser obskure Offizier sich nicht nur von seiner bisherigen Familie, sondern nahm auch die Taufe an. Der Diktator von China ist heute ein gläubiger, praktizierender Christ und ein Muster- gatte dazu.

Nur, ob Tschiang-Kai-Schek wirklich Diktator ist, das bezweifeln manche. Es fehlt nicht an Stimmen, die er- klären, Madame sei es, die das Regiment in Händen halte. Nach außen hin gibt sie sich freilich mit der Rolle des Ober- kommandanten der chinesischen Luftstreitkräfte zufrieden. Es ist ein sehr moderner Jeanne d'Arc-Typ, den die „Strahlende Laune“ verkörpert.

Sie ist als junges Mädchen in Amerika ins College ge- gangen und spricht Englisch genau so fließend wie ihre eigene Muttersprache. Aber nicht die Sprache, die Schulung und die Zivilisation ist das wesentliche Ergebnis ihrer amerikanischen Jugend, sondern das Erlebnis des Christentums, zu dem sie freilich schon von ihrer Mutter her bestimmt war. Im Hause Tschiang-Kai-Schek wird jeden Morgen Bibestunde ab- gehalten und eine tiefe Gottesgläubigkeit bestimmt die Ge- danken und Handlungen des — kinderlos gebliebenen — Ehepaares. Madame Tschiang-Kai-Schek ist aus der Methodistengemeinschaft ausgetreten, weil sie nicht an Sekten, sondern an ein umfassendes Gesamtchristentum glaubt. Sie ist überzeugt, daß in diesem auch die Lehren des Konfutsse Platz haben. Denn der chinesische Philosoph und Staatsmann hat nur eine bessere Einrichtung dieser Welt und dieses Lebens gepredigt. Das Transzendente hatte keinen

gesteuerten Flugzeug begab sie sich ins Hauptquartier der Rebellen, ließ die Banditengenerale antreten — und wurde mit diesen, niemand weiß wie, so vollständig fertig, daß sie nicht nur ihren hohen Gefangenen herausgaben, sondern sich selbst in Tschiang-Kai-Scheks Gewalt begaben und dem Marschall mit überschwenglichen Worten dankten, da dieser sie nur zur Exilierung verurteilte.

Madame Strahlende Laune nennt diesen Zwischenfall die „Bekehrung von Sian“. Sie erzählt, daß es ihr gelungen sei, den Banditengenerale das Verwerfliche ihrer Handlung klar zu machen. Der Rest bleibt Geheimgeschichte.

Weltgeschichte aber ist der Abwehrkampf, den Mei-Ling an der Seite ihres Gatten gegen die japanische Invasion organisiert. Ihr Lebenswerk steht heute auf dem Spiel. Denn wären China noch fünfundzwanzig Jahre friedlicher Entwicklung vergönnt, ihre Nation, erklärt Madame Tschiang-Kai-Schek, würde — der zum größten Volk der Erde aufsteigen. Zu einer Gemeinschaft von vierhundert Millionen neuen Konsumenten, um es in der Sprache des Weißen Mannes auszudrücken. Um es aber in der Chinesen- sprache zu sagen: zu einer nationalen Brüderschaft, die von den vier uralten Weisheitszeichen Li, I, Lien und Chih regiert wird. Li steht für gemessene Haltung, I für richtiges Benehmen, Lien für klare Unterscheidung und Chih für ehr- liche Selbsterkenntnis.

Die Japaner — so ungefähr äußert sich die erste Frau von China zu ihren Freunden — stellen diesem Glauben des Li, I, Lien und Chi das Programm des Imperialismus, des Annexionismus und der Diktatur entgegen. So ist es nicht nur ein Kampf zwischen zwei asiatischen Mächten, sondern um die Macht, die das Schicksal der Menschheit bestimmen soll, der hier zur Austragung kommt.

In diesem Kampf stellt Madame ihren Mann. Sie leitet, eingangs wurde es gesagt, die chinesischen Luftstreitkräfte. Daneben leitet sie die diplomatischen Verhandlungen ihres Landes. Täglich telephonierte sie selbst mit den chinesischen

Charles Jones
elkind — hat seine
Frachtdampfers
eines Tages auf-
ach Amerika ein-
ihrer Kinder ent-
Binkel des Schiffes
weisen Mannschaft
als richtiger Ameri-
Schuhputzer, Aus-
Vanderbilt-Univer-
ger amerikanischer
Propagandist der
r in seine Heimat
au wurde, schenkte
Dr. Sunyatsen
vertrieb und vier-
deckte, schloß sich
eigesterter Gefolgs-
icht er war wichtig,
Spitzname „Die
olution“ bald die
die älteste Tochter
Sunyatsens Gattin
tter der Revolution
une“ — dem Hoch-
kung zur Frau;
ft als stellvertreten-
Chinas seine viel-
und Amerika ab-

Raum in seiner Lehre. „Dem Verkünder ist der Gottessohn
gefolgt“: so erklärt Madame Tschiang-Kai-Schek das
gläubige Christentum der Konfutsje-Schüler.

Aus ihrer religiösen Einstellung heraus ist sie auch
geschworne Gegnerin des, wie sie es ausdrückt, „gottes-
leugnerischen, heidnischen Bolschewismus“ und unter allen
Erfolgen ihres Mannes — oder sind es mehr ihre eigenen —
schätzt sie die Vertreibung der Kommunisten aus China am
höchsten ein. Die Tatsache, daß Rußland infolgedessen im
chinesisch-japanischen Konflikt nicht eingreift, denn die
Machtshaber in Moskau haben ja wirklich keinen Anlaß, eine
Herrschaft zu stützen, die ihre Hoffnungen auf die gewaltige
asiatische Revolution vernichtet hat, nimmt sie ruhig in Kauf.
Sie nimmt auch die schwere, bis zum vollständigen per-
sönlichen Zerwürfnis führende Verstimmung ihrer Schwester
hin, der Witwe Sunyatsens, die der Ueberzeugung ist,
das Testament ihres Gatten sei von Tschiang-Kai-Schek ver-
raten worden, nachdem dieser Sunyatsens probolschewistische
Linie so vollständig ins Gegenteil verkehrt hat. Die chinesi-
schen Kommunisten haben, wie man weiß, vor einigen
Monaten mit Hilfe gedungener Banditengenerale den
Marshall nach Sian verschleppt und zum Tode verurteilt.
Was man nicht weiß — und was heute noch vom offiziellen
China streng geheim gehalten wird —, ist die Tatsache, daß
Tschiang-Kai-Schek bei dieser Gelegenheit fürchterlich miß-
handelt wurde. Man hat ihm sämtliche Zähne ausgeschlagen,
die Rippen gebrochen und schwere Körperverletzungen am
Rücken beigebracht, von denen er sich bis heute noch nicht
erholt hat. Daß es nicht zur Hinrichtung kam, verdankt der
Marshall nur dem Dpfermut seiner Gattin. Im selbst-

Botschaftern in London und Washington. Wer sie aber des-
wegen für ein Mannweib halten würde, ist sehr im Irrtum.

Sie ist eine Frau von vierzig Jahren, die Besucher für
eine Dreißigjährige halten, höchstens. Sie verkörpert, so be-
haupten Asienkenner, den Liebreiz der Chinesin in seiner er-
lesensten Anmut. Sie ist mittelgroß, ihr Haar ist schwarz-
seiden und ihre Haut cremefarben. Ihre Stimme — schrieb
ein englischer Dichter — tönt nicht wie Musik: ihre Stimme
ist Musik. Wahrscheinlich hat der enthusiastische Gentleman
in den Worten der Madame Strahlende Laune das Glocken-
läuten einer neuen Zeit gehört.

K.

ander *die letzten Herbstneuheiten in überraschend großer Auswahl*

I. KÄRNTNERSTR. 1
VII. MARIAHILFERSTR. 30
IX. ALSERSTRASSE 8

n nicht nur Träger
n Partien Chinas,
Mutter besonderen
entsteht war sie, als
ages mit der Mit-
gendeinen obskuren
ang-Kai-Schek, der
t drei Söhnen hatte.
nte dieser obskure
n Familie, sondern
on China ist heute
nd ein Muster-

lich Diktator ist,
Stimmen, die er-
in Händen halte.
er Rolle des Ober-
äfte zufrieden. Es
en die „Strahlende

ka ins College ge-
nd wie ihre eigene
Schulung und die
rer amerikanischen
ntums, zu dem sie
nt war. Im Hause
Bibelstunde ab-
bestimmt die Ge-
s gebliebenen —
ek ist aus der
il sie nicht an
Gesamtchristentum
uch die Lehren des
he Philosoph und
g dieser Welt und
ntale hatte keinen

gesteuerten Flugzeug begab sie sich ins Hauptquartier der
Rebellen, ließ die Banditengenerale antreten — und wurde
mit diesen, niemand weiß wie, so vollständig fertig, daß sie
nicht nur ihren hohen Gefangenen herausgaben, sondern sich
selbst in Tschiang-Kai-Scheks Gewalt begaben und dem
Marshall mit überschwenglichen Worten dankten, da dieser
sie nur zur Exilierung verurteilte.

Madame Strahlende Laune nennt diesen Zwischenfall
die „Bekehrung von Sian“. Sie erzählt, daß es ihr gelungen
sei, den Banditengenerale das Berverfliche ihrer Handlung
klar zu machen. Der Rest bleibt Geheimgeschichte.

Weltgeschichte aber ist der Abwehrkampf, den Mei-Ling
an der Seite ihres Gatten gegen die japanische Invasion
organisiert. Ihr Lebenswerk steht heute auf dem Spiel.
Denn wären China noch fünfundzwanzig Jahre friedlicher
Entwicklung vergönnt, ihre Nation, erklärt Madame
Tschiang-Kai-Schek, würde ~~w~~her zum größten Volk der
Erde aufsteigen. Zu einer Gemeinschaft von vierhundert
Millionen neuen Konsumenten, um es in der Sprache des
Weißen Mannes auszudrücken. Um es aber in der Chinesen-
sprache zu sagen: zu einer nationalen Brüderschaft, die von
den vier uralten Weisheitszeichen Li, I, Lien und Chih
regiert wird. Li steht für gemessene Haltung, I für richtiges
Benehmen, Lien für klare Unterscheidung und Chih für ehr-
liche Selbsterkenntnis.

Die Japaner — so ungefähr äußert sich die erste Frau
von China zu ihren Freunden — stellen diesem Glauben des
Li, I, Lien und Chi das Programm des Imperialismus, des
Annexionismus und der Diktatur entgegen. So ist es nicht
nur ein Kampf zwischen zwei asiatischen Mächten, sondern
um die Macht, die das Schicksal der Menschheit bestimmen
soll, der hier zur Austragung kommt.

In diesem Kampf stellt Madame ihren Mann. Sie leitet,
eingangs wurde es gesagt, die chinesischen Luftstreitkräfte.
Daneben leitet sie die diplomatischen Verhandlungen ihres
Landes. Täglich telephonierte sie selbst mit den chinesischen

Neue Basler Zeitung

Nr. 239

Die Frau im Ostasienkonflikt.

Daß der zähe Widerstand der Chinesen gegen die rücksichtslose Expansion der Japaner in Nordchina in letzter Linie auf den Einfluß einer Frau zurückzuführen ist, gibt dem verzweifelten Ringen einen romantischen Anstrich. Es handelt sich um die Frau des Generals Tschang-Kai-Schea, des Präsidenten der Nantonger Zentralregierung. Mit ihrem Mann zusammen hat die Generalsfrau soeben in englischer Sprache ein Büchlein veröffentlicht, betitelt „China am Kreuzweg“, worin Aufklärung gegeben wird über die geheimnisvollen Vorgänge im Dezember 1936, als der General von den Rebellentruppen im Norden abgefangen und zu einem Vertrag genötigt wurde. Was der Gemahl aus seinem Tagebuch beisteuert, ist inhaltlich und formell bedeutend weniger wertvoll als der nachfolgende Kommentar der Gemahlin. Nach englischem Urteil müßten englische Schriftsteller diese Chinesin zum Muster nehmen für Gewandtheit und Feinheit der Darstellung. Am 6. Dezember war ihr Gatte im Flugzeug nach Sian, der Hauptstadt der Provinz Schansi, abgegangen, um das Kommando der Operationen gegen die „Rote Armee“ des Generals Tschang-Hu-Tscheng zu übernehmen, bei dem sich auch der sog. „junge Marschall“, Tscheng-Hsueh-Piang befand.

Am 12. Dezember morgens wurde der Präsident in seinem Quartier, einem umwallten Tempel, durch heftiges Gewehrfeuer aufgeschreckt. Im Glauben, eine Meuterei bedrohe sein Leben, wollte der Präsident nach dem benachbarten Hügel flüchten, fiel über die Mauer in einen Graben, wo er gefangen und nach Sian in den Gewahrsam des kommunistischen Generals Tschang gebracht wurde. Dort erklärte ihm der „junge Marschall“, der frühere Kommandant der Mandschurei, es handle sich

nicht um einen Anschlag auf sein Leben, sondern nur auf seine bisherige Politik: Feindschaft gegen die kommunistischen Generale und behutsames Auftreten gegen Japan. Vertausche er dieses mit dem Abbruch aller Verhandlungen, gehe er mit den „Patrioten“, d. h. den kommunistischen Chinesen, eine Einheitsfront gegen die Japaner ein, so werde er inden bisherigen Rebellen die ergebensten und entschlossensten Vaterlandsverteidiger finden. Der Präsident weigerte sich, das Steuer so herumzuwerfen, verlegte sich sogar, als man ihm zusetzte, auf den Hungerstreik. In einem „Acht-Worte-Telegramm“ verkündeten die Verschwörer ihre Absicht dem ganzen Volk von China, ohne daß sie in einem Aufklappen des Japanhasses Ermunterung gefunden hätten. Wohl aber beschloßen die Mitglieder der Zentralregierung, durch Bombengeschwader die Rebellen in Sian zur Vernunft zu bringen, wenn nötig auch das Leben des Präsidenten zu opfern. Nur ein Schneesturm verzögerte das Bombardement. Vor dem Geschwader aber war schon die Präsidentin im Flugzeug eingetroffen. Geriet sie in die Hände rücksichtsloser Rebellen, so wollte sie durch Selbstmord der Gefangenschaft zuvorkommen. Ihr Glück führte sie unter die Mannschaften des „jungen Marschalls“. Mit diesem zusammen bearbeitete sie ihren Gatten, bis er in die Einheitsfront mit den Roten einwilligte. Daß seither einer um den andern der Rebellengenerale in die Front gegen den Landesfeind eingeschwenkt ist, braucht also keine weitere Erklärung. Mit ihrer Politik in Ostasien haben die Moskauer Gewalthaber offenbar bessern Erfolg als in Spanien. Da ihr Kampf gegen Japan in den Arbeitermassen Englands und Amerikas Billigung findet, fällt es dem Präsidenten der U.S.A. auch nicht schwer, in offener Rede „ohnmächtige Neutralitätspolitik“ zu verdammen.

Volle Bestätigung findet die Darstellung der Präsidentin in einem eben erschienenen Buch des Neuseeländer Journalisten M. Bertram „Krise in China“. Um über die Gefangennahme des Präsidenten Zuverlässiges zu erfahren, hatte er sich im Flugzeug nach Peiping und von da nach Sian begeben, war erst nach der Abreise des Präsidenten angelangt, hatte aber von Mittägigen gerade das in Erfahrung gebracht, was den Kern der Präsidentenberichterstattung ausmacht. Ob die Entscheidung am Kreuzweg Chinas dem chinesischen Volk zum Heil ausschlägt, nicht nur der liebenden Gattin den Gatten gerettet hat, das wird die nächste Zukunft lehren. E. Th.

Signatur *P.*

Datum 16. März 1938

Ostasiatische Rundschau (Hamburg)

Nr. 6

Frau Chiang Kai-shek. Anfang März ist in der chinesischen Regierung eine Umbesetzung derart erfolgt, daß die Frau des Marschalls Chiang Kai-shek, die bisher Luftfahrtminister war, auf Grund anhaltender Opposition der in chinesischen Diensten stehenden ausländischen Flieger ihren Posten niedergelegt hat. An ihre Stelle ist der frühere Finanzminister T. V. Soong, der ein Bruder von Frau Chiang Kai-shek ist, getreten.

Der chinesische Befehlshaber



der zurzeit mit dem englischen Botschafter in China Besprechungen pflegt, hat mit seiner Frau
Hankau kurz vor der Besetzung durch die Japaner verlassen

Aufn. Associated Press

P.
SignaturTschiang Kai-scheck
15. Apr. 1939 Frau

Datum

A b s c h r i f t .

Tschiang Kai-scheck
Frau

S. P. Sung

Datum 15. Apr. 1939

Frankfurter Zeitung (Frankfurt a.M.)

Nr. 191.

Finanzdynastie Sung.Die Träger des chinesischen Widerstandes.

LA Tschungking, im März.

Der Krieg Chinas gegen Japan wird finanziell und wirtschaftlich fast ausschließlich von Finanzminister H.H. Kung, seiner Sippe und deren Anhang geführt. Dieser Kreis, hier meistens die "Sung-Dynastie" genannt, beherrscht die Großbanken und viele monopolartige Unternehmungen. Das Familieninteresse der "Sung-Dynastie" verschmilzt sich in seltsamer Weise mit demjenigen der chinesischen Nationalregierung. Fast alles, was in China an moderner Industrie, an Verkehrswegen und Verkehrsmitteln, an größeren Ausfuhr- oder Einfuhr-Organisationen vorhanden ist, steht unter dem direkten oder indirekten Einfluß dieser Gruppe. Man kann das etwas überspitzt auch so ausdrücken, daß der von Tschungking regierte Teil Chinas ohne diesen meist im Ausland geschulten Kreis, der im letzten Jahrzehnt manches für den wirtschaftlichen Aufbau des Landes getan hat, weiter nichts wäre als eine große Bauernfamilie. Ohne die Sung-Gruppe, die allein das Vertrauen des Auslandes genießt, wäre die Kriegführung undenkbar, und deshalb ist trotz der Kritik, die aus sozialen Gründen zuweilen von der Linken an H.H. Kung geübt wird, seine Stellung im Grunde ebenso fest und unentbehrlich wie diejenige des Marschalls. (Was nicht zu bedeuten braucht, daß er unbedingt Finanzminister bleiben muß. Diese Stellung könnte auch einer seiner Vertrauensleute einnehmen.)

Der Ausdruck "Sung-Dynastie" beruht auf den hervorragenden Stellungen, die die sechs Geschwister Sung, die alle Christen sind und in Amerika erzogen worden sind, heute in China einnehmen. wo-

A b s c h r i f t .

Tschung Kai-schek
Frank

S. P. Sung

Datum 15. Apr. 1939

Frankfurter Zeitung (Frankfurt a.M.)

Nr. 191.

Finanzdynastie Sung.

Die Träger des chinesischen Widerstandes.

LA Tschungking, im März.

Der Krieg Chinas gegen Japan wird finanziell und wirtschaftlich fast ausschließlich von Finanzminister H.H. Kung, seiner Sippe und deren Anhang geführt. Dieser Kreis, hier meistens die "Sung-Dynastie" genannt, beherrscht die Großbanken und viele monopolartige Unternehmungen. Das Familieninteresse der "Sung-Dynastie" verschmilzt sich in seltsamer Weise mit demjenigen der chinesischen Nationalregierung. Fast alles, was in China an moderner Industrie, an Verkehrswegen und Verkehrsmitteln, an größeren Ausfuhr- oder Einfuhr-Organisationen vorhanden ist, steht unter dem direkten oder indirekten Einfluß dieser Gruppe. Man kann das etwas überspitzt auch so ausdrücken, daß der von Tschungking regierte Teil Chinas ohne diesen meist im Ausland geschulten Kreis, der im letzten Jahrzehnt manches für den wirtschaftlichen Aufbau des Landes getan hat, weiter nichts wäre als eine große Bauernfamilie. Ohne die Sung-Gruppe, die allein das Vertrauen des Auslandes genießt, wäre die Kriegführung undenkbar, und deshalb ist trotz der Kritik, die aus sozialen Gründen zuweilen von der Linken an H.H. Kung geübt wird, seine Stellung im Grunde ebenso fest und unentbehrlich wie diejenige des Marschalls. (Was nicht zu bedeuten braucht, daß er unbedingt Finanzminister bleiben muß. Diese Stellung könnte auch einer seiner Vertrauensleute einnehmen.)

Der Ausdruck "Sung-Dynastie" beruht auf den hervorragenden Stellungen, die die sechs Geschwister Sung, die alle Christen sind und in Amerika erzogen worden sind, heute in China einnehmen, wobei die drei Schwestern eine größere Rolle spielen als die drei Brüder. Die älteste heiratete Sun Yat-sen, den Begründer der Chinesischen Republik und der Kuomintang, die zweite H.H. Kung und die

pendent

jüngste Tschiang Kai-schek. Der älteste Sohn, T.V. Sung, war früher Finanzminister und ist jetzt Präsident der Bank von China und Leiter der wichtigen "Verkehrsgesellschaft für den Südwesten". Außerdem hat er viele wirtschaftliche Interessen (besonders in der Provinz Kuangsi) und gilt neben seinem Schwager H.H. Kung als der einflußreichste Wirtschaftsführer. Zwischen den beiden scheint zuweilen Rivalität, zuweilen aber auch Interessenaufteilung und Zusammenarbeit zu bestehen. Im Laufe des Krieges hat jedoch H.H. Kung als anerkannt geschickter und erfolgreicher Leiter der chinesischen Finanzen und als Hüter der Währung eine viel wichtigere Rolle gespielt. Die beiden anderen Brüder Sung sind jetzt an leitender Stelle im Bankwesen tätig.

Wie sehr das Familieninteresse mit dem wirtschaftlichen und auch staatlichen verwoben ist, zeigt sich besonders darin, wie die Mitglieder dieser Sippe auf einflußreiche und verantwortliche Posten vorgeschoben werden. So ist der erst vierundzwanzigjährige Sohn H.H. Kungs Präsident des "Central-Trust", der größten halbstaatlichen Wirtschaftsorganisation (Export und Import). Frau Tschiang Kai-schek war bis zum Sommer 1938 Generalsekretärin der obersten Kommission für das Militärflugwesen und war als solche für die Flugzeugeinkäufe aus dem Ausland verantwortlich. (Ihr einziger Vorgesetzter war der Marschall, ihr Gatte.) In ausländischen Fachkreisen, die wegen Flugzeuglieferungen mit der chinesischen Regierung zu tun hatten, herrschte darüber einiges Kopfschütteln; schließlich hat sie, auf gutes Zureden, wie man sagt, diesen Posten wieder aufgegeben und sich seitdem mit dergleichen, ihr eignen Energie der Flüchtlings- und Verwundetenfürsorge zugewandt (auch etwas ganz Neues für China). Der Grund, warum man mit Vorliebe Familienmitglieder auf solche Posten vorschiebt, liegt in der bekannten chinesischen Erscheinung des "squeeze", das heißt in der Angewohnheit, von allen Geldern, die einem durch die Hände gehen, einen nicht unerheblichen Prozentsatz in der eignen Tasche verschwinden zu lassen. Dabei ist es natürlich besonders ärgerlich, wenn fremde Menschen, mit denen man nicht verwandt ist, solche Vorteile genießen.

War die Sung-Dynastie schon im Frieden mächtig, so wurde ihr

Einfluß durch den Krieg erst recht gestärkt. Insbesondere zog sie daraus Nutzen, daß China im Laufe des Krieges immer mehr von der freien Privatwirtschaft zur staatlich kontrollierten Planwirtschaft überging. Der Hebel, durch den die privatwirtschaftlichen Betriebe gefügig gemacht wurden, waren die Eisenbahnen. Da die Eisenbahnen und sämtliche anderen Verkehrsmittel bereits staatlich waren, wurden die privatwirtschaftlichen Betriebe in immer stärkerem Maße vom Staate abhängig, je mehr sich die Verkehrsschwierigkeiten häuften. Durch diesen Druck wurden die Firmen langsam gezwungen, sich den neuen planwirtschaftlichen Regelungen der Regierung anzupassen. Diese staatliche Wirtschaftsmacht ist jetzt bereits so weit gediehen, daß für alle wichtigen Handelsgesellschaften und industriellen Unternehmungen die Zwangsorganisation angeordnet werden kann. Da andererseits aber die staatliche Wirtschaftskontrolle hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich von der Dynastie ausgeübt wird, hat diese Familie durch den Krieg ihre vorher bedeutende Rolle in eine geradezu beherrschende Stellung verwandeln können.

Wird das Licht aus dem Osten kommen?

Ein Artikel der Gattin Tschiang Kai-sheks

Tschungking, 25. April. (W. B.-Privatteil.) Ein ungewöhnlich freimütiger Artikel unter der Überschrift „Wird das Licht aus dem Osten kommen?“ aus der Feder der Gattin Marschall Tschiang Kai-sheks im „New York Times Magazine“ wird in Tschungking in chinesischen und ausländischen Kreisen lebhaft besprochen. Der Artikel lautet:

„Die Entwicklung der Beziehungen zwischen Ost und West, seit China sich der übrigen Welt geöffnet hat, kann man in drei Phasen einteilen. In der ersten war die Waffe des Westens gegenüber China immer die Gewalt. Indem man ihm die Pistole auf die Brust setzte, ließ man es Demütigung nach Demütigung erleiden. Alle Hafenstädte befanden sich im wörtlichen wie im bildlichen Sinne an der Spitze ausländischer Bajonette.

Das Ergebnis war zu erwarten. China entschied sich, so wenig als möglich mit den westlichen Mächten zu tun zu haben. Gezwungen Handel zu treiben, tat es das widerstrebend, indem es die gesellschaftlichen wie diplomatischen Berührungspunkte auf ein Minimum herabsetzte. Indem es sich in seine elfenbeinerne Pagode zurückzog, ließ es die rauhe Welt auf ihrem Wege der Gewaltanbetung weitergehen. Es lehnte es ab, sich zu wehren, indem es die Methoden des Westens nachahmte.

Diese Politik war erfolglos. Sie ließ China im Hintertreffen in der Entwicklung von Wissenschaft und Industrie und verursachte, daß es den Anschluß an eine sich verändernde Welt verlor. Unterdessen errichteten die Westmächte Städte unter Selbstverwaltung in China nach eigenem Muster, indem sie die Souveränität Chinas verletzten. Um die Form zu wahren, verhüllten sie das unter dem dünnen Schleier ausländischer Siedlungen und Konzessionen. Der Westen führte auch die üble juristische Konstruktion ein, die unter der Bezeichnung „Exterritorialität“ bekannt ist, und welche die Ausländer der Rechtsprechung der chinesischen Gerichte entzog. Auch ließ der Westen seine Hände nicht von unseren materiellen Gütern. Unsere reichsten Bergwerke gerieten unter fremde Herrschaft. Ausländer verwalteten unsere Zölle, unser Salzmonopol, unsere Eisenbahnen, ja sie übernahmen in Tat und Wahrheit die Verwaltung aller unserer öffentlichen Versorgungsbetriebe, und schließlich erlangten sie auch die Herrschaft über die Währungsbeziehungen mit dem Ausland. Mit Ausnahme der christlichen Kirchen nimmt die Politik des Westens uns soviel als möglich mit Gewalt, indem sie uns nichts dafür gibt, das sie uns vorenthalten kann. Der Ueberlegenheitskomplex ist das Zentrum aller Vorstellungen der westlichen Mächte in ihren Handlungen gegenüber China.

Die Kenntnis chinesischer Literatur und Philosophie machte immerhin unter den Gelehrten des Westens gewisse Fortschritte. Man anerkannte, daß China in kultureller Beziehung der Welt viel bieten konnte. Alle der Literatur offenen Völker übersehten die größten Werke chinesischer Schriftsteller und machten sie der westlichen Welt zugänglich.

Trotzdem konnte dieser Schritt in der guten Richtung die falsche Auffassung nicht berichtigen, die sich der Westen von China gemacht hatte, und die sich auf die unerschütterliche Meinung der eigenen Ueberlegenheit gründete. So sehr auch China in kultureller Beziehung geachtet wurde, so wenig war man fähig, es auch völkerrechtlich als gleichberechtigt zu betrachten. Die Entwicklung der Wirtschaftsbeziehungen machte es nötig, politische und wirtschaftliche Verträge mit anderen Staaten zu schließen. Es ist bezeichnend, daß sozusagen in allen Verträgen China als minderwertig betrachtet wurde, nicht als gleichberechtigt. Der arrogante Glaube an die angeborene Ueberlegenheit des Westens wurde zum großen Teil gefördert durch

Taians in den ausländischen Konzessionen (ausländische Geschäftsherren), deren von Vorurteilen bestimmte Kenntnis Chinas sich aus Äußerungen liebedienerischer chinesischer Einkäufer und unwissendem Geschwätz in ausländischen Klubs nährte. Es ist unnötig zu betonen, daß diese ahnungslose Haltung China und seinen Beziehungen mit der übrigen Welt unendlich schadete.

Es begann die zweite Phase. Es brauchte immerhin einen Anstoß, der die Kontinente ins Wanken brachte, um den Westen zu zwingen, sich davon Rechenschaft zu geben, daß China nun für etwas eintrat, was er in seinem Denken nie für möglich gehalten hätte. Als Japan uns im Jahre 1937 mit Krieg überzog, beeinträchtigte es auch die Außenhandelsbeziehungen Chinas. In diesem Augenblick begann der Westen sehr lebhaftes Interesse zu fühlen. China fand sofort seinen Beifall; zuerst allerdings wurde er ziemlich von oben herab gespendet. Aber das Interesse, das man ihm schenkte, war das von Zuschauern bei einem Fußballspiel, die von der Sicherheit der Stufen des Stadions den Spielern zujubeln, und die keine Risiken auf sich nehmen. Nur dank den unaufhörlichen Anstrengungen selbstloser freiheitsliebender Männer und Frauen in der ganzen Welt begann die öffentliche Meinung zu begreifen, daß wir ihren eigenen Kampf kämpfen, und daß wir unser Blut so sehr für sie vergießen wie für uns selbst. Wir wurden mit einer Art freundlichen und überraschten Interesses betrachtet und mit noch immer verständnislosem Wohlwollen.

Was für ein abgrundtiefer Unterschied besteht aber zwischen den Kämpfen in Shanghai im

wenden!

Jahre 1937 und der Verteidigung der angeblich uneinnehmbaren Maginotlinie!

Frau Tschiang fährt fort, indem sie die Schwierigkeiten schildert, unter denen die chinesische Armee Widerstand leisten mußte, indem sie sagt:

„Gewöhnt, den Krieg unter dem Gesichtspunkt der materiellen Ausrüstung zu betrachten, vermochten die Mächte nicht zu verstehen, daß unsere Waffe das geistige Erbgut der chinesischen Rasse war. Das Material ist nicht allmächtig. Die Männer an der Front müssen von dem Gedanken erfüllt sein, daß sie für etwas kämpfen, was das Opfer ihrer Heimstätten und all dessen, was das Leben zu bieten hat, wert ist.“

Während der letzten drei Monate war das chinesische Volk mit unglaublichem Erstaunen Zeuge des Schauspiels, das die Armeen der Westmächte boten, indem sie die Waffen streckten vor der — wie sie erklärten — überlegenen Macht Japans. Diese Erklärung ist China unverständlich. Es ist ihm auch unverständlich, warum die Westmächte so lange alle Beleidigungen, Erniedrigungen und Ohrfeigen mit milde lächelndem Gesicht einsteckten, und mit der bloßen Begründung, daß sie nicht für den Krieg gerüstet seien. Ebensovienig kann es verstehen, wieso der Westen mit seiner berühmten Voraussicht übersehen konnte, daß jede Stunde, die verging, Japan Gelegenheit gab, sich für noch tödlichere Angriffe vorzubereiten, während die Mächte fortfuhren, ihre Stellungen mit Papiersegen zu verstärken. Als Japan seinen Überfall auf China führte, waren wir unvorbereitet. Tatsächlich war kein Volk weniger vorbereitet als China, das sich noch nicht erholt hatte von den Wunden, die ihm Jahrzehnte des Bürgerkrieges geschlagen hatten. Aber wir nahmen den Fehdehandschuh auf.

In den vergangenen fünf Jahren gibt es keinen Fall, in dem sich chinesische Truppen dem Feinde ergeben hätten. Zahlreich sind die Beispiele von Offizieren und Mannschaften, die bis zum Letzten kämpften, obwohl keine Hoffnung auf Verstärkung bestand und kein Ausweg außer der Übergabe. Sie verachteten diese Möglichkeit. Verschiedene chinesische Truppenführer töteten sich selbst im Augenblick, in dem sie sich davon Rechenschaft gaben, daß die Niederlage nicht vermieden werden konnte und die einzige Möglichkeit, ihr Leben zu retten, darin lag, die Waffen zu strecken. Sie zogen den Tod der Ehrllosigkeit vor.

Laßt uns nun für einen Augenblick das tragische Bild des Krieges verlassen und uns tragikomischen Ereignissen aus der Zeit unserer Väter zuwenden, für welche die jüngsten Vorgänge gewissermaßen die Vergeltung enthalten. Im letzten Jahrhundert eroberten britisch-französische Truppen die Forts von Taku bei Tientsin, die Peking gegen die Küste decken sollten. Die Forts waren gebaut und bestückt in der Annahme, daß ein Angriff vom Meer her erfolgen würde. Sie wurden aber durch Detachements genommen, die hinter ihrer Front gelandet worden waren, und das zum großen Kummer des chinesischen Kommandanten, der sich bitter darüber beklagte, daß die Ausländer die Spielregeln mißachtet hätten. Die westliche Welt lachte über das, was sie als Chinas spielerische Auffassung von der Kriegskunst betrachtete. Jahre vergingen. Hongkong und Singapur wurden angegriffen. Enorme Summen Geldes waren darauf verwendet worden, sie für Angriffe zur See unverwundbar zu machen, aber beide wurden von rückwärts genommen. Dem Schatten des alten chinesischen Kommandanten im Jenjentsi werden wir es nicht übel nehmen, wenn er in ein olympisches Gelächter ausbrach über die Art, in der Hongkong und Singapur fielen.

Dem Beispiel, das China in fast fünf Jahren blutigen Krieges gibt, folgt die tapfere philippinische Armee unter General MacArthur. Es würde dem Westen wohl anstehen, sich zu fragen,

wieso gewisse Männer fähig sind, so lange gegen den gleichen Feind standzuhalten, der sich in Singapur, Rangun und Java unwiderstehlich zeigte. Sicherlich hat MacArthur nicht mehr materielle Mittel zu seiner Verfügung als die anderen. Die Erscheinung wird erklärt durch den Umstand, daß Amerika dem Volk der Philippinen menschlich begegnete und der Amerikaner sich als Mensch an den Menschen wandte. Dieses Vorgehen erweist sich immer als unwiderstehlich. Es wurde keine angebliche Ueberlegenheit des Westens betont. Den Filipinos versprach man ihre Unabhängigkeit und ihre Freiheit, und sie wissen, daß das Versprechen gehalten wird. Darum kämpfen sie jetzt gerne und stolz Schulter an Schulter mit den amerikanischen Kameraden zur Verteidigung ihres eigenen Landes, und nicht als Söldner, für die Sieg oder Niederlage letzten Endes nichts anderes bedeuten würde als ein Wechsel der Herrschaft, unter der sie stehen.

Das bringt mich auf dem Wege der nächstliegenden Gedankenverbindung auf Indien, wo ich vor kurzem weilte. Die Inder sind eine edle Rasse mit reichem kulturellem und geistigem Grunde. Ihre Möglichkeiten sind unbeschränkt. Wenn sie überzeugt sind, daß sie eine kriegerische Anstrengung für die Freiheit des eigenen Landes ebensosehr wie für den etwas abstrakteren Begriff der Freiheit und Demokratien machen, werden sie sich mit derselben unbezähmbaren Begeisterung erheben, die das philippinische Volk anspornte. Die Verwaltungsbeamten der indischen Regierung mögen von den besten Absichten erfüllt sein und aufrichtig wünschen, Indien in einer entschlossenen Kriegsanstrengung zusammenzufassen. Aber sie können nichts Grundlegendes erreichen ohne einen radikalen und drastischen Wechsel in ihrer gegenwärtigen Politik gegenüber Indien und ihrer Anwendung auf das indische Volk. Viele britische Beamte anerkennen zweifellos, wie richtig es wäre, Indien die Freiheit zu geben, für die ihr Vaterland kämpft, und die sich ebensosehr als Opfer ihrer Politik fühlen wie das indische Volk selbst.

Was nun über die Zukunft? Der Westen muß seine Ideen über den Osten revidieren. Wir in China müssen dementsprechend umlernen. In der Völkergesellschaft, die wir schaffen wollen, darf es den Gedanken von Völkern höherer und solcher niedrigerer Ordnung nicht mehr geben. Alle Männer und Frauen aller Rassen, die vorwärts streben zu einem großen Ideal, müssen gleichberechtigt sein. Der Osten sowohl wie der Westen machten den sinnlosen Versuch, sich selbst zu genügen. Es ist nicht gelungen, und es konnte nicht gelingen. Jeder muß anerkennen, daß der andere ihn etwas lehren kann. Wir hoffen, daß der Westen jetzt den Wert der seelischen Stärke Chinas kennen gelernt hat, der uns im dunkelsten Augenblick aufrecht erhielt. Wir in China lernten den Wert der wissenschaftlichen Entwicklung des Westens kennen. Laßt uns, Ost und West, jeder auf seine Art, seinen Beitrag leisten zu dem gemeinsamen Schatz von kulturellen, geistigen und wissenschaftlichen Leistungen, die den wahren Reichtum der Welt darstellen.“

Indem sie die größten Weisen Chinas erwähnt, schließt die Gattin Tschiang Kai-sheks ihren Artikel mit der Forderung, „daß eine vollständige Revision unserer Ideen gegenseitiges Verständnis und gegenseitige Wertsetzung zwischen Ost und West herbeiführe“.

Der Artikel wird von der chinesischen Presse allgemein gebilligt, in den ausländischen Kreisen aber mit Ueberraschung aufgenommen. Er ist zweifellos eine außerordentlich bedeutsame Rundgebung, von der man glaubt, daß sie interessante Wirkungen haben werde.

Keine Erwähnung in London

London, 27. April. (Tel. unseres Korrespondenten) Der Artikel aus der Feder der Gattin Marshall Tschiang Kai-sheks im „New York Times Magazine“, über den die englische Presse nichts veröffentlicht, hat in den chinesischen Kreisen Londons wie in der chinesischen Presse den stärksten Widerhall gefunden. Die auf Rassenunterschiede gegründete Ueberlegenheit wird allgemein als der Geist des

die Blüthe nicht zu verhehlen, daß unsere Waffe das geistige Erbgut der chinesischen Rasse war. Das Material ist nicht allmächtig. Die Männer an der Front müssen von dem Gedanken erfüllt sein, daß sie für etwas kämpfen, was das Opfer ihrer Heimstätten und all dessen, was das Leben zu bieten hat, wert ist.

Während der letzten drei Monate war das chinesische Volk mit unglaublichem Erstaunen Zeuge des Schauspiels, das die Armeen der Westmächte boten, indem sie die Waffen streckten vor der — wie sie erklärten — überlegenen Macht Japans. Diese Erklärung ist China unverständlich. Es ist ihm auch unverständlich, warum die Westmächte so lange alle Beleidigungen, Erniedrigungen und Ohrfeigen mit milde lächelndem Gesicht einsteckten, und mit der bloßen Begründung, daß sie nicht für den Krieg gerüstet seien. Ebensowenig kann es verstehen, wieso der Westen mit seiner berühmten Voraussicht übersehen konnte, daß jede Stunde, die verging, Japan Gelegenheit gab, sich für noch tödlichere Angriffe vorzubereiten, während die Mächte fortfuhren, ihre Stellungen mit Papierseken zu verstärken. Als Japan seinen Ueberfall auf China führte, waren wir unvorbereitet. Tatsächlich war kein Volk weniger vorbereitet als China, das sich noch nicht erholt hatte von den Wunden, die ihm Jahrzehnte des Bürgerkrieges geschlagen hatten. Aber wir nahmen den Fehdehandschuh auf.

In den vergangenen fünf Jahren gibt es keinen Fall, in dem sich chinesische Truppen dem Feinde ergeben hätten. Zahlreich sind die Beispiele von Offizieren und Mannschaften, die bis zum Letzten kämpften, obwohl keine Hoffnung auf Verstärkung bestand und kein Ausweg außer der Uebergabe. Sie verachteten diese Möglichkeit. Verschiedene chinesische Truppenführer töteten sich selbst im Augenblick, in dem sie sich davon Rechenschaft gaben, daß die Niederlage nicht vermieden werden konnte und die einzige Möglichkeit, ihr Leben zu retten, darin lag, die Waffen zu strecken. Sie zogen den Tod der Ehrlosigkeit vor.

Laßt uns nun für einen Augenblick das tragische Bild des Krieges verlassen und uns tragikomischen Ereignissen aus der Zeit unserer Väter zuwenden, für welche die jüngsten Vorgänge gewissermaßen die Vergeltung enthalten. Im letzten Jahrhundert eroberten britisch-französische Truppen die Forts von Taku bei Tientsin, die Peking gegen die Küste decken sollten. Die Forts waren gebaut und bestückt in der Annahme, daß ein Angriff vom Meer her erfolgen würde. Sie wurden aber durch Detachements genommen, die hinter ihrer Front gelandet worden waren, und das zum großen Kummer des chinesischen Kommandanten, der sich bitter darüber beklagte, daß die Ausländer die Spielregeln mißachtet hätten. Die westliche Welt lachte über das, was sie als Chinas spielerische Auffassung von der Kriegskunst betrachtete. Jahre vergingen. Hongkong und Singapur wurden angegriffen. Enorme Summen Geldes waren darauf verwendet worden, sie für Angriffe zur See unverwundbar zu machen, aber beide wurden von rückwärts genommen. Dem Schatten des alten chinesischen Kommandanten im Jenseits werden wir es nicht übel nehmen, wenn er in ein olympisches Gelächter ausbrach über die Art, in der Hongkong und Singapur fielen.

Dem Beispiel, das China in fast fünf Jahren blutigen Krieges gibt, folgt die tapfere philippinische Armee unter General MacArthur. Es würde dem Westen wohl anstehen, sich zu fragen,

stehlich. Es wurde keine angebliche Ueberlegenheit des Westens betont. Den Filipinos versprach man ihre Unabhängigkeit und ihre Freiheit, und sie wissen, daß das Versprechen gehalten wird. Darum kämpfen sie jetzt gerne und stolz Schulter an Schulter mit den amerikanischen Kameraden zur Verteidigung ihres eigenen Landes, und nicht als Söldner, für die Sieg oder Niederlage letzten Endes nichts anderes bedeuten würde als ein Wechsel der Herrschaft, unter der sie stehen.

Das bringt mich auf dem Wege der nächstliegenden Gedankenverbindung auf Indien, wo ich vor kurzem weilte. Die Inder sind eine edle Rasse mit reichem kulturellem und geistigem Grunde. Ihre Möglichkeiten sind unbeschränkt. Wenn sie überzeugt sind, daß sie eine kriegerische Anstrengung für die Freiheit des eigenen Landes ebensosehr wie für den etwas abstrakteren Begriff der Freiheit und Demokratie machen, werden sie sich mit derselben unbezähmbaren Begeisterung erheben, die das philippinische Volk anspornte. Die Verwaltungsbeamten der indischen Regierung mögen von den besten Absichten erfüllt sein und aufrichtig wünschen, Indien in einer entschlossenen Kriegsanstrengung zusammenzufassen. Aber sie können nichts Grundlegendes erreichen ohne einen radikalen und drastischen Wechsel in ihrer gegenwärtigen Politik gegenüber Indien und ihrer Anwendung auf das indische Volk. Viele britische Beamte anerkennen zweifellos, wie richtig es wäre, Indien die Freiheit zu geben, für die ihr Vaterland kämpft, und die sich ebensosehr als Opfer ihrer Politik fühlen wie das indische Volk selbst.

Was nun über die Zukunft? Der Westen muß seine Ideen über den Osten revidieren. Wir in China müssen dementsprechend umlernen. In der Völkergesellschaft, die wir schaffen wollen, darf es den Gedanken von Völkern höherer und solcher niedrigerer Ordnung nicht mehr geben. Alle Männer und Frauen aller Rassen, die vorwärts streben zu einem großen Ideal, müssen gleichberechtigt sein. Der Osten sowohl wie der Westen machten den sinnlosen Versuch, sich selbst zu genügen. Es ist nicht gelungen, und es konnte nicht gelingen. Jeder muß anerkennen, daß der andere ihn etwas lehren kann. Wir hoffen, daß der Westen jetzt den Wert der seelischen Stärke Chinas kennen gelernt hat, der uns im dunkelsten Augenblick aufrecht erhielt. Wir in China lernten den Wert der wissenschaftlichen Entwicklung des Westens kennen. Laßt uns, Ost und West, jeder auf seine Art, seinen Beitrag leisten zu dem gemeinsamen Schatz von kulturellen, geistigen und wissenschaftlichen Leistungen, die den wahren Reichtum der Welt darstellen.

Indem sie die größten Weisen Chinas erwähnt, schließt die Gattin Tschiang Kai-sheks ihren Artikel mit der Forderung, „daß eine vollständige Revision unserer Ideen gegenseitiges Verständnis und gegenseitige Wertschätzung zwischen Ost und West herbeiführe“.

Der Artikel wird von der chinesischen Presse allgemein gebilligt, in den ausländischen Kreisen aber mit Ueberraschung aufgenommen. Er ist zweifellos eine außerordentlich bedeutsame Rundgebung, von der man glaubt, daß sie interessante Wirkungen haben werde.

Keine Erwähnung in London

London, 27. April. (Tel. unseres Korrespondenten)

Der Artikel aus der Feder der Gattin Marshall Tschiang Kai-sheks im „New York Times Magazine“, über den die englische Presse nichts veröffentlicht, hat in den chinesischen Kreisen Bondon wie in der chinesischen Presse den stärksten Widerhall gefunden. Die auf Rassenunterschiede gegründete Ueberheblichkeit wird allgemein als der Geist, den zu überwinden es gelte, angegriffen. Dabei wird kein Blatt vor den Mund genommen bei der Kritik des Verhaltens der Europäer im Zeitalter des Imperialismus. Aber hier stößt diese Kritik durchaus auf die Zustimmung aller Kreise, denen es mit den Worten „Demokratie“ und „Freiheit“ ernst ist, und sie repräsentieren wohl die Mehrheit des englischen Volkes.

19623

0012

BEC

Signatur

Datum

30. Apr. 1942

Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. M.)

218

Nr.

China und die westliche Welt.

Ein Artikel von Frau Tschiang Kai-schek.

(Drahtmeldung unseres Korrespondenten.)

B-*r* BERN, 29. April. In dem Augenblick, da zwischen London und Tschungking ein Streit über die Schuld an der Katastrophe von Birma entsteht, erscheint in einer amerikanischen Zeitschrift, dem „New York Times Magazine“, ein Aufsatz, der größtes Aufsehen erregt und der dennoch von der Londoner Presse mit bemerkenswerter Einheitlichkeit totgeschwiegen wird. Natürlich ist er in London trotzdem bekannt, und er wird in politischen Kreisen unter diesen Umständen vielleicht um so stärker beachtet. Beachtenswert ist er freilich schon des Autors oder vielmehr der Autorin wegen. Er stammt nämlich von der Gattin des Marschalls Tschiang Kai-schek, einer Frau also, die im Lager der Tschungking-Regierung eine außerordentlich einflußreiche Stellung einnimmt und andererseits auf Grund ihrer amerikanischen Erziehung die angelsächsischen Nationen gut kennt. Sie benutzt diese Kenntnis gerade jetzt, um den „Alliierten“ der Tschungking-Regierung einen Spiegel vorzuhalten, in dem sie sich erkennen müssen, wenn auch gewiß nicht mit angenehmen Gefühlen.

Die Beziehungen zwischen China und der westlichen Welt teilt die Verfasserin in drei Phasen ein: „In der ersten Phase war die Waffe des Westens gegenüber China immer die Gewalt. Indem man ihm die Pistole auf die Brust setzte, ließ man es Demütigung auf Demütigung erleiden. Alle Hafenstädte befanden sich im wörtlichen wie im bildlichen Sinne auf der Spitze ausländischer Bajonette.“ China habe sich daraufhin entschlossen, so wenig wie möglich mit den westlichen Mächten zu tun zu haben, und sich auf sich selbst zurückgezogen. „Diese Politik war erfolglos. Sie ließ China in der Entwicklung von Wissenschaft und Industrie im Hintertreffen und hatte zur Folge, daß es den Anschluß an eine sich verändernde Welt verlor. Unter dessen errichteten die Westmächte Städte unter Selbstverwaltung in China nach eigenem Muster, indem sie die Souveränität Chinas verletzten. Um die Form zu wahren, verhüllten sie das unter dem dünnen Schleier ausländischer Siedlungen und Konzessionen. Der Westen führte auch die üble juristische Konstruktion ein, die unter der Bezeichnung „Exterritorialität“ bekannt ist, unter der die Ausländer der Rechtsprechung der chinesischen Gerichte entzogen wurden. Auch ließ der Westen nicht seine Hände von unseren materiellen Gütern. Unsere reichsten Bergwerke gerieten unter fremde Herrschaft. Ausländer verwalteten unsere Zölle, unser Salzmonopol, unsere Eisenbahnen, ja sie übernahmen die Verwaltung aller unserer öffentlichen Versorgungsbetriebe, und schließlich erlangten sie auch die Kontrolle über die Wirtschaftsbeziehungen mit dem Auslande. Die Entwicklung der Wirtschaftsbeziehungen machte es nötig, politische und wirtschaftliche Verträge mit anderen Staaten zu schließen. Es ist bezeichnend, daß sozusagen in allen Verträgen China als minderwertig betrachtet wurde, nicht als gleichberechtigt. Der arrogante Glaube an die angeborene Ueberlegenheit des Westens wurde zum großen Teil gefördert durch die Taians in den ausländischen Konzessionen (ausländische Geschäftsherren), deren von Vorurteilen bestimmte Kenntnis Chinas sich aus Aeußerungen liebedienerischer Einkäufer und aus unwissem dem Geschwätz in ausländischen Klubs nährte.“

Nach dieser ausführlichen Abrechnung spricht die Gattin Tschiang Kai-scheks wesentlich kürzer von den weiteren Beziehungen zwischen China und den westlichen Mächten. Die zweite Phase habe begonnen, als im Jahre 1937 der Krieg zwischen Japan und China ausgebrochen sei. „In diesem Augenblick begann der Westen sehr lebhaftes Interesse zu fühlen. China fand sofort seinen Beifall. Zuerst allerdings wurde er ziemlich von oben herab gespendet. Aber das Interesse, das man ihm schenkte, war das von Zuschauern bei einem Fußballspiel, die von der Sicherheit der Stufen des Stadions aus den Spielern zujubeln und keine Risiken auf sich nehmen. Was für

Anspruch genommen haben: „Während der letzten drei Monate war das chinesische Volk mit ungläubigem Erstaunen Zeuge des Schauspiels, das die Armeen der Westmächte boten, indem sie die Waffen streckten vor der, wie sie erklärten, überlegenen Macht Japans. Diese Erklärung ist China unverständlich. Es ist ihm auch unverständlich, warum die Westmächte so lange alle Beleidigungen, Erniedrigungen und Ohrfeigen mit milde lächelndem Gesicht einsteckten und mit der bloßen Begründung, daß sie nicht für den Krieg gerüstet seien... In den vergangenen fünf Jahren gibt es keinen Fall, in dem sich chinesische Truppen dem Feind ergeben hätten. Zahlreich sind die Beispiele von Offizieren und Mannschaften, die bis zum letzten kämpften, obwohl keine Hoffnung auf Verstärkung bestand und kein Ausweg außer der Uebergabe. Sie verachteten diese Möglichkeit. Verschiedene chinesische Truppenführer töteten sich selbst in dem Augenblick, in dem sie sich darüber Rechenschaft gaben, daß die Niederlage nicht vermieden werden konnte und die einzige Möglichkeit, ihr Leben zu retten, darin lag, die Waffen zu strecken. Sie zogen den Tod der Ehrlosigkeit vor.“

Nachdem sie so ihre Meinung über die Kapitulationen der englischen Armeen mit den denkbar schärfsten Worten gesagt hat, fügt die Gattin Tschiang Kai-scheks zu all dem noch beißen den Spott. Sie erinnert daran, wie im vorigen Jahrhundert britisch-französische Truppen die Taku-Forts erobert hätten, die Peking gegen die Küste decken sollten. „Die Forts waren gebaut und bestückt in der Annahme, daß ein Angriff vom Meere her erfolgen würde. Sie wurden aber durch Abteilungen genommen, die hinter ihrer Front gelandet worden waren, zum großen Kummer des chinesischen Kommandanten, der sich bitter darüber beklagte, daß die Ausländer die Spielregeln mißachtet hätten. Die westliche Welt lachte über das, was sie als Chinas spleenische Auffassung von der Kriegskunst betrachtete. Jahre vergingen. Hongkong und Singapore wurden angegriffen. Enorme Summen waren darauf verwendet worden, beide Städte für Angriffe von der See her unverwundbar zu machen. Aber beide wurden von rückwärts, von der Landseite her, genommen. Dem Schatten des alten chinesischen Kommandanten im Jenseits werden wir es nicht übelnehmen, wenn er in ein olympisches Gelächter ausbrach über die Art, wie Hongkong und Singapore fielen.“

Die Verfasserin benutzt die Gelegenheit, schließlich den Engländern einen Rat für die Behandlung Indiens zu geben, wo sie bekanntlich kürzlich mit ihrem Gatten gewieilt hat: „Die Verwaltungsbeamten der indischen Regierung mögen von den besten Absichten erfüllt sein und aufrichtig wünschen, Indien in einer entschlossenen Kriegsanstrengung zusammenzufassen. Aber sie können nichts Grundlegendes erreichen, ohne einen radikalen und drastischen Wechsel in ihrer gegenwärtigen Politik gegenüber Indien und ihrer Anwendung auf das indische Volk.“

Das alles macht es freilich begreiflich, daß die Londoner Presse zu diesem Aufsatz verlegen schweigt. In Tschungking wird er, wie der „Neuen Zürcher Zeitung“ von dort berichtet wird, von der chinesischen Presse allgemein gebilligt, in den ausländischen Kreisen aber mit Ueberraschung aufgenommen. Ueberraschung ist gewiß ein mildes Wort für die Gefühle, die die Vertreter der angelsächsischen Mächte angesichts dieser drastischen Abrechnung erfüllen. Selbstverständlich sind dem Aufsatz zum Schluß einige wohlwollende Phrasen über künftige Verständigungsmöglichkeiten und gegenseitige Wertschätzung zwischen Ost und West angefügt. Aber sie können den Eindruck nicht verwischen, daß der Aufsatz der Gattin Tschiang Kai-scheks eine tiefe Enttäuschung der Tschungking-Regierung widerspiegelt. Die negativen politischen Wirkungen dieses Aufsatzes auf die Beziehungen zwischen der Tschungking-Regierung und ihren angelsächsischen Verbündeten können gewiß auch nicht

China und die westliche Welt.

Ein Artikel von Frau Tschiang Kai-schek.

(Drahtmeldung unseres Korrespondenten.)

B-r BERN, 29. April. In dem Augenblick, da zwischen London und Tschungking ein Streit über die Schuld an der Katastrophe von Birma entsteht, erscheint in einer amerikanischen Zeitschrift, dem „New York Times Magazine“, ein Aufsatz, der größtes Aufsehen erregt und der dennoch von der Londoner Presse mit bemerkenswerter Einheitlichkeit totgeschwiegen wird. Natürlich ist er in London trotzdem bekannt, und er wird in politischen Kreisen unter diesen Umständen vielleicht um so stärker beachtet. Beachtenswert ist er freilich schon des Autors oder vielmehr der Autorin wegen. Er stammt nämlich von der Gattin des Marschalls Tschiang Kai-schek, einer Frau also, die im Lager der Tschungking-Regierung eine außerordentlich einflußreiche Stellung einnimmt und andererseits auf Grund ihrer amerikanischen Erziehung die angelsächsischen Nationen gut kennt. Sie benutzt diese Kenntnis gerade jetzt, um den „Alliierten“ der Tschungking-Regierung einen Spiegel vorzuhalten, in dem sie sich erkennen müssen, wenn auch gewiß nicht mit angenehmen Gefühlen.

Die Beziehungen zwischen China und der westlichen Welt teilt die Verfasserin in drei Phasen ein: „In der ersten Phase war die Waffe des Westens gegenüber China immer die Gewalt. Indem man ihm die Pistole auf die Brust setzte, ließ man es Demütigung auf Demütigung erleiden. Alle Hafenstädte befanden sich im wörtlichen wie im bildlichen Sinne auf der Spitze ausländischer Bajonette.“ China habe sich daraufhin entschlossen, so wenig wie möglich mit den westlichen Mächten zu tun zu haben, und sich auf sich selbst zurückgezogen. „Diese Politik war erfolglos. Sie ließ China in der Entwicklung von Wissenschaft und Industrie im Hintertreffen und hatte zur Folge, daß es den Anschluß an eine sich verändernde Welt verlor. Unter dessen errichteten die Westmächte Städte unter Selbstverwaltung in China nach eigenem Muster, indem sie die Souveränität Chinas verletzen. Um die Form zu wahren, verhüllten sie das unter dem dünnen Schleier ausländischer Siedlungen und Konzessionen. Der Westen führte auch die üble juristische Konstruktion ein, die unter der Bezeichnung „Exterritorialität“ bekannt ist, unter der die Ausländer der Rechtsprechung der chinesischen Gerichte entzogen wurden. Auch ließ der Westen nicht seine Hände von unseren materiellen Gütern. Unsere reichsten Bergwerke gerieten unter fremde Herrschaft. Ausländer verwalteten unsere Zölle, unser Salzmonopol, unsere Eisenbahnen, ja sie übernahmen die Verwaltung aller unserer öffentlichen Versorgungsbetriebe, und schließlich erlangten sie auch die Kontrolle über die Währungsbeziehungen mit dem Auslande. Die Entwicklung der Wirtschaftsbeziehungen machte es nötig, politische und wirtschaftliche Verträge mit anderen Staaten zu schließen. Es ist bezeichnend, daß sozusagen in allen Verträgen China als minderwertig betrachtet wurde, nicht als gleichberechtigt. Der arrogante Glaube an die angeborene Ueberlegenheit des Westens wurde zum großen Teil gefördert durch die Taians in den ausländischen Konzessionen (ausländische Geschäftsherren), deren von Vorurteilen bestimmte Kenntnis Chinas sich aus Aeußerungen liebedienischer Einkäufer und aus unwissendem Geschwätz in ausländischen Klubs nährte.“

Nach dieser ausführlichen Abrechnung spricht die Gattin Tschiang Kai-scheks wesentlich kürzer von den weiteren Beziehungen zwischen China und den westlichen Mächten. Die zweite Phase habe begonnen, als im Jahre 1937 der Krieg zwischen Japan und China ausgebrochen sei. „In diesem Augenblick begann der Westen sehr lebhaftes Interesse zu fühlen. China fand sofort seinen Beifall. Zuerst allerdings wurde er ziemlich von oben herab gespendet. Aber das Interesse, das man ihm schenkte, war das von Zuschauern bei einem Fußballspiel, die von der Sicherheit der Stufen des Stadions aus den Spielern zuzubeln und keine Risiken auf sich nehmen.“ Was für ein abgrundtiefer Unterschied besteht aber zwischen den Kämpfen in Schanghai im Jahre 1937 und der Verteidigung der angeblich unannehmbaren Maginot-Linie!

Die Verachtung der Westmächte, die sich hier schon andeutet, spricht die Verfasserin dann deutlich aus, wenn sie zum letzten Abschnitt der chinesisch-westlichen Beziehungen kommt, nämlich zu den letzten Monaten, in denen die Westmächte die Hilfe der Tschungking-Regierung für ihren eigenen Krieg in

Anspruch genommen haben: „Während der letzten drei Monate war das chinesische Volk mit unglaublichem Erstaunen Zeuge des Schauspiels, das die Armeen der Westmächte boten, indem sie die Waffen streckten vor der, wie sie erklärten, überlegenen Macht Japans. Diese Erklärung ist China unverständlich. Es ist ihm auch unverständlich, warum die Westmächte so lange alle Beleidigungen, Erniedrigungen und Ohrfeigen mit milde lächelndem Gesicht einsteckten und mit der bloßen Begründung, daß sie nicht für den Krieg gerüstet seien... In den vergangenen fünf Jahren gibt es keinen Fall, in dem sich chinesische Truppen dem Feind ergeben hätten. Zahlreich sind die Beispiele von Offizieren und Mannschaften, die bis zum letzten kämpften, obwohl keine Hoffnung auf Verstärkung bestand und kein Ausweg außer der Uebergabe. Sie verachteten diese Möglichkeit. Verschiedene chinesische Truppenführer töteten sich selbst in dem Augenblick, in dem sie sich darüber Rechenschaft gaben, daß die Niederlage nicht vermieden werden konnte und die einzige Möglichkeit, ihr Leben zu retten, darin lag, die Waffen zu strecken. Sie zogen den Tod der Ehrlosigkeit vor.“

Nachdem sie so ihre Meinung über die Kapitulationen der englischen Armeen mit den denkbar schärfsten Worten gesagt hat, fügt die Gattin Tschiang Kai-scheks zu all dem noch beißenden Spott. Sie erinnert daran, wie im vorigen Jahrhundert britisch-französische Truppen die Taku-Forts erobert hätten, die Peking gegen die Küste decken sollten. „Die Forts waren gebaut und bestückt in der Annahme, daß ein Angriff vom Meere her erfolgen würde. Sie wurden aber durch Abteilungen genommen, die hinter ihrer Front gelandet worden waren, zum großen Kummer des chinesischen Kommandanten, der sich bitter darüber beklagte, daß die Ausländer die Spielregeln mißachtet hätten. Die westliche Welt lachte über das, was sie als Chinas spielerische Auffassung von der Kriegskunst betrachtete. Jahre vergingen. Hongkong und Singapore wurden angegriffen. Enorme Summen waren darauf verwendet worden, beide Städte für Angriffe von der See her unverwundbar zu machen. Aber beide wurden von rückwärts, von der Landseite her, genommen. Dem Schatten des alten chinesischen Kommandanten im Jenseits werden wir es nicht übelnehmen, wenn er in ein olympisches Gelächter ausbrach über die Art, wie Hongkong und Singapore fielen.“

Die Verfasserin benutzt die Gelegenheit, schließlich den Engländern einen Rat für die Behandlung Indiens zu geben, wo sie bekanntlich kürzlich mit ihrem Gatten gewelt hat: „Die Verwaltungsbeamten der indischen Regierung mögen von den besten Absichten erfüllt sein und aufrichtig wünschen, Indien in einer entschlossenen Kriegsanstrengung zusammenzufassen. Aber sie können nichts Grundlegendes erreichen, ohne einen radikalen und drastischen Wechsel in ihrer gegenwärtigen Politik gegenüber Indien und ihrer Anwendung auf das indische Volk.“

Das alles macht es freilich begreiflich, daß die Londoner Presse zu diesem Aufsatz verlegen schweigt. In Tschungking wird er, wie der „Neuen Zürcher Zeitung“ von dort berichtet wird, von der chinesischen Presse allgemein gebilligt, in den ausländischen Kreisen aber mit Ueberraschung aufgenommen. Ueberraschung ist gewiß ein mildes Wort für die Gefühle, die die Vertreter der angelsächsischen Mächte angesichts dieser drastischen Abrechnung erfüllen. Selbstverständlich sind dem Aufsatz zum Schluß einige wohlwollende Phrasen über künftige Verständigungsmöglichkeiten und gegenseitige Wertschätzung zwischen Ost und West angefügt. Aber sie können den Eindruck nicht verwischen, daß der Aufsatz der Gattin Tschiang Kai-scheks eine tiefe Enttäuschung der Tschungking-Regierung widerspiegelt. Die negativen politischen Wirkungen dieses Aufsatzes auf die Beziehungen zwischen der Tschungking-Regierung und ihren angelsächsischen Verbündeten können gewiß auch nicht durch die hohe Auszeichnung, den Order of the Bath, zugedeckt werden, den der britische König gerade jetzt dem Marschall Tschiang Kai-schek verliehen hat.

19623

0014 BEC

Signatur

Datum

-7. Mai 1942

Hamburger Fremdenblatt

Nr. 125

Die Enttäuschung

Kriege sind im allgemeinen keine gute Zeit für die geräuschlose Form der Politik, wie sie einflußreiche Frauen betreiben. Mrs. Roosevelt gibt sich zwar der Illusion hin, die „first lady“ Amerikas zu sein, aber sie hat eine aufdringlich laute Form politischer Betätigung gewählt, die hohen Verdienst abwirft, ohne verdienstvoll zu sein. Frau Tschiang Kaischek dagegen ist unbestritten die „erste Frau“ Chinas und eine Lady, dazu noch Chef der chinesischen Luftwaffe. Sie führt den Namen Mei-ling — die Schöne, wie Mrs. Roosevelt auf den Namen Eleanor hört. Mei-ling ist unsere intelligenteste Feindin und wenn sie sich in einem Artikel an Amerika wendet, verdient sie unsere Beachtung. Auch das unterscheidet sie von Eleanor.

Ihr Werdegang ist ein chinesisches Märchen. Ihr Vater, Charles Jones Soong, wanderte 1880 als Hausierer nach Amerika aus und kam im Staate North Carolina zu Geld und zum Christentum. Als methodistischer Missionar kehrte er in die Heimat zurück und heiratete Ni, eine Säule der methodistischen Kirche in China. Ni's Sohn, T. V. Soong, ist einer der reichsten Bankiers der Welt geworden, dessen in USA angelegtes Vermögen allein auf 90 Millionen Dollar geschätzt wird, eine finanzielle Bindung, die für die Haltung von Tschungking sehr reale politische Bedeutung erlangt hat. Ni hält aber auch den Weltrekord als Schwiegermutter. Ihre drei Töchter haben H. H. Kung, einen direkten Nachkommen des Konfuzius, den verstorbenen Sun Yat sen, den Gründer der Chinesischen Republik, und den General Tschiang Kai schek geheiratet. Bei dieser letzten Eheschließung mußten einige Widerstände überwunden werden, denn der General, zeitweilig auch erfolgreicher Börsenmakler, war Witwer, mit zwei Nebenfrauen behaftet und Buddhist. Nach dreijähriger Ehe wurde er Christ, verabschiedete die Nebenfrauen und wurde unter dem Einfluß von Mei-ling aus einem wegen seiner Temperamentsausbrüche gefürchteten Landsknechtführer zum Staatsmann, der auf politischem Gebiet erfolgreicher war als auf militärischem. Seine erste Ratgeberin ist Mei-ling, die im Staate Georgia auf der Macon-Universität Philosophie studiert hat und ihrem Gatten auch den „Southern Drawl“ beigebracht hat, den weichen Akzent, den man im Süden der Vereinigten Staaten spricht.

Mei-ling hat vor kurzem im „New York Times Magazine“ einen ungewöhnlich freimütigen Artikel unter der Überschrift veröffentlicht: „Wird das Licht aus dem Osten kommen?“, der in Amerika — vor den Kapitulationen von Bataan und Corregidor — größte Aufmerksamkeit erregt hat, während er in England totgeschwiegen worden ist. Die Verfasserin gliedert die Beziehungen zwischen China und dem Westen in drei Phasen, in der die erste durch Gewaltanwendung gegenüber einem waffenlosen China gekennzeichnet war. Sie schildert die Demütigungen ihres Volkes, das System der Ausbeutung durch Konzessionen, Zollkontrolle, Salzmonopol und Währungsmanipulierung. Sie kommt zu dem Schluß, daß der Überlegenheitskomplex das Zentrum aller Vorstellungen der westlichen Mächte in ihren Handlungen gegenüber China sei. Das chinesische Volk habe sich in seine elfenbeinerne Pagode zurückgezogen, habe dadurch aber den Anschluß an die Entwicklung von Wissenschaft und Industrie verloren. Das wachsende Interesse des Westens für die chinesische Kultur und Philosophie habe aber nichts an dem arroganten Glauben des Westens an die angeborene Überlegenheit geändert.

Die zweite Phase beginnt nach Mei-lings Analyse mit dem Ausbruch des chinesischo-japa-

stellung, und China sei ziemlich von oben herab Beifall gespendet worden. Dann heißt es wörtlich: „Aber das Interesse, das man China schenkte, war das von Zuschauern bei einem Fußballspiel, die von der Sicherheit der Stufen des Stadions den Spielern zujubeln und keine Risiken auf sich nehmen. Was für ein abgrundtiefer Unterschied besteht aber zwischen den Kämpfen in Schanghai und der Verteidigung der angeblich uneinnehmbaren Maginotlinie!“

Dann wendet sich Mei-ling ganz eindeutig an England und schreibt: „Während der letzten drei Monate war das chinesische Volk mit unglaubi-

gem Erstaunen Zeuge des Schauspiels, das die Armeen der Westmächte boten, indem sie die Waffen streckten vor der — wie sie erklärten — überlegenen Macht Japans. Diese Erklärung ist China unverständlich. Als Japan seinen Überfall auf China führte, waren wir unvorbereitet. Tatsächlich war kein Volk weniger vorbereitet als China, das sich noch nicht erholt hatte von den Wunden, die ihm Jahrzehnte des Bürgerkrieges geschlagen hatten. In den vergangenen fünf Jahren gibt es aber keinen Fall, in dem sich chinesische Truppen dem Feinde ergeben hätten. Sie zogen den Tod der Ehrlosigkeit vor.“ Dann erinnert sie mit beißendem Spott an den Kampf um die Takuforts 1858, die den Ort gegen See sichern sollten, aber von englisch-französischen Truppen von der Landseite her genommen wurden. Der chinesische Kommandant habe sich bitter darüber beklagt, daß die Ausländer die Spielregeln mißachtet hätten. Damals habe die westliche Welt darüber gelacht, was sie als Chinas spielerische Auffassung von der Kriegskunst betrachtete. Dann heißt es wörtlich: „Dem Schatten des alten chinesischen Kommandanten im Jenseits werden wir es nicht übelnehmen, wenn er in ein olympisches Gelächter ausbrach über die Art, in der Hongkong und Singapur fielen.“

Diesen Satz hat man in der amerikanischen Öffentlichkeit sicher mit dem schadenfrohen Schmunzeln gelesen, das die Beziehungen zwischen den Verbündeten besser charakterisiert als die Reden ihrer Regierungschefs. Dann bekommen die Amerikaner von Mei-ling eine gute Handvoll Honig um's Maul, indem sie fragt, wieso gewisse Männer fähig sind, so lange gegen den gleichen Feind standzuhalten, der sich in Singapur, Rangun und Java unwiderstehlich zeigte. Die Amerikaner erhalten auch ein Lob, daß sie den Filipinos menschlich und ohne Überlegenheitskomplexe begegnet seien. Dafür bekommen die Engländer den Rat, Indien die Freiheit zu geben, wie ja auch die Amerikaner den Filipinos die Freiheit zugesichert hätten.

Inzwischen hat Mei-ling erfahren, daß auch die Amerikaner zu kapitulieren wissen. Der Feststellung des Staatssekretärs Hull, daß die Kapitulation von Corregidor das Vorspiel zum Endsieg der Alliierten sei, wird sie nur ein mitleidiges Lächeln entgegensetzen. Inzwischen hat auch der japanische Sieg von Mandalay eine strategisch völlig neue Lage für Tschungking geschaffen, bei der jede wirksame amerikanische Unterstützung ausgeschaltet ist. Wenn Mei-ling am Schluß ihres Artikels eine „vollständige Revision unserer Ideen“ fordert, so wäre es keine schlechte Idee, wenn man in Tschungking mit dieser Revision beginnen würde. Deutsche Truppen ergeben sich nicht, auch wenn sie durch Monate von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten sind und gegen überlegenen Feind kämpfen müssen.

S. v. M.

Die Enttäuschung

Kriege sind im allgemeinen keine gute Zeit für die geräuschlose Form der Politik, wie sie einflußreiche Frauen betreiben. Mrs. Roosevelt gibt sich zwar der Illusion hin, die „first lady“ Amerikas zu sein, aber sie hat eine aufdringlich laute Form politischer Betätigung gewählt, die hohen Verdienst abwirft, ohne verdienstvoll zu sein. Frau Tschiang Kaischek dagegen ist unbestritten die „erste Frau“ Chinas und eine Lady, dazu noch Chef der chinesischen Luftwaffe. Sie führt den Namen Mei-ling — die Schöne, wie Mrs. Roosevelt auf den Namen Eleanor hört. Mei-ling ist unsere intelligenteste Feindin und wenn sie sich in einem Artikel an Amerika wendet, verdient sie unsere Beachtung. Auch das unterscheidet sie von Eleanor.

Ihr Werdegang ist ein chinesisches Märchen. Ihr Vater, Charles Jones Soong, wanderte 1880 als Hausierer nach Amerika aus und kam im Staate North Carolina zu Geld und zum Christentum. Als methodistischer Missionar kehrte er in die Heimat zurück und heiratete Ni, eine Säule der methodistischen Kirche in China. Ni's Sohn, T. V. Soong, ist einer der reichsten Bankiers der Welt geworden, dessen in USA angelegtes Vermögen allein auf 90 Millionen Dollar geschätzt wird, eine finanzielle Bindung, die für die Haltung von Tschungking sehr reale politische Bedeutung erlangt hat. Ni hält aber auch den Weltrekord als Schwiegermutter. Ihre drei Töchter haben H. H. Kung, einen direkten Nachkommen des Konfuzius, den verstorbenen Sun Yat sen, den Gründer der Chinesischen Republik, und den General Tschiang Kai schek geheiratet. Bei dieser letzten Eheschließung mußten einige Widerstände überwunden werden, denn der General, zeitweilig auch erfolgreicher Börsenmakler, war Witwer, mit zwei Nebenfrauen behaftet und Buddhist. Nach dreijähriger Ehe wurde er Christ, verabschiedete die Nebenfrauen und wurde unter dem Einfluß von Mei-ling aus einem wegen seiner Temperamentsausbrüche gefürchteten Landsknechtführer zum Staatsmann, der auf politischem Gebiet erfolgreicher war als auf militärischem. Seine erste Ratgeberin ist Mei-ling, die im Staate Georgia auf der Macon-Universität Philosophie studiert hat und ihrem Gatten auch den „Southern Drawl“ beigebracht hat, den weichen Akzent, den man im Süden der Vereinigten Staaten spricht.

Mei-ling hat vor kurzem im „New York Times Magazine“ einen ungewöhnlich freimütigen Artikel unter der Überschrift veröffentlicht: „Wird das Licht aus dem Osten kommen?“, der in Amerika — vor den Kapitulationen von Bataan und Corregidor — größte Aufmerksamkeit erregt hat, während er in England totgeschwiegen worden ist. Die Verfasserin gliedert die Beziehungen zwischen China und dem Westen in drei Phasen, in der die erste durch Gewaltanwendung gegenüber einem waffenlosen China gekennzeichnet war. Sie schildert die Demütigungen ihres Volkes, das System der Ausbeutung durch Konzessionen, Zollkontrolle, Salzmonopol und Währungsmanipulierung. Sie kommt zu dem Schluß, daß der Überlegenheitskomplex das Zentrum aller Vorstellungen der westlichen Mächte in ihren Handlungen gegenüber China sei. Das chinesische Volk habe sich in seine elfenbeinerne Pagode zurückgezogen, habe dadurch aber den Anschluß an die Entwicklung von Wissenschaft und Industrie verloren. Das wachsende Interesse des Westens für die chinesische Kultur und Philosophie habe aber nichts an dem arroganten Glauben des Westens an die angeborene Überlegenheit geändert.

Die zweite Phase beginnt nach Mei-lings Analyse mit dem Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges im Jahre 1937. In dem Augenblick, als die Wirtschaftsinteressen des Westens in China durch die kriegerischen Ereignisse berührt wurden, ergab sich eine neue Ein-

stellung, und China sei ziemlich von oben herab Beifall gespendet worden. Dann heißt es wörtlich: „Aber das Interesse, das man China schenkte, war das von Zuschauern bei einem Fußballspiel, die von der Sicherheit der Stufen des Stadions den Spielern zujubeln und keine Risiken auf sich nehmen. Was für ein abgrundtiefer Unterschied besteht aber zwischen den Kämpfen in Schanghai und der Verteidigung der angeblich uneinnehmbaren Maginotlinie!“

Dann wendet sich Mei-ling ganz eindeutig an England und schreibt: „Während der letzten drei Monate war das chinesische Volk mit ungläubi-

gem Erstaunen Zeuge des Schauspiels, das die Armeen der Westmächte boten, indem sie die Waffen streckten vor der — wie sie erklärten — überlegenen Macht Japans. Diese Erklärung ist China unverständlich. Als Japan seinen Überfall auf China führte, waren wir unvorbereitet. Tatsächlich war kein Volk weniger vorbereitet als China, das sich noch nicht erholt hatte von den Wunden, die ihm Jahrzehnte des Bürgerkrieges geschlagen hatten. In den vergangenen fünf Jahren gibt es aber keinen Fall, in dem sich chinesische Truppen dem Feinde ergeben hätten. Sie zogen den Tod der Ehrlosigkeit vor.“ Dann erinnert sie mit beißendem Spott an den Kampf um die Takuforts 1858, die den Ort gegen See sichern sollten, aber von englisch-französischen Truppen von der Landseite her genommen wurden. Der chinesische Kommandant habe sich bitter darüber beklagt, daß die Ausländer die Spielregeln mißachtet hätten. Damals habe die westliche Welt darüber gelacht, was sie als Chinas spielerische Auffassung von der Kriegskunst betrachtete. Dann heißt es wörtlich: „Dem Schatten des alten chinesischen Kommandanten im Jenseits werden wir es nicht übelnehmen, wenn er in ein olympisches Gelächter ausbrach über die Art, in der Hongkong und Singapur fielen.“

Diesen Satz hat man in der amerikanischen Öffentlichkeit sicher mit dem schadenfrohen Schmunzeln gelesen, das die Beziehungen zwischen den Verbündeten besser charakterisiert als die Reden ihrer Regierungschefs. Dann bekommen die Amerikaner von Mei-ling eine gute Handvoll Honig um's Maul, indem sie fragt, wieso gewisse Männer fähig sind, so lange gegen den gleichen Feind standzuhalten, der sich in Singapur, Rangun und Java unwiderstehlich zeigte. Die Amerikaner erhalten auch ein Lob, daß sie den Filipinos menschlich und ohne Überlegenheitskomplexe begegnet seien. Dafür bekommen die Engländer den Rat, Indien die Freiheit zu geben, wie ja auch die Amerikaner den Filipinos die Freiheit zugesichert hätten.

Inzwischen hat Mei-ling erfahren, daß auch die Amerikaner zu kapitulieren wissen. Der Feststellung des Staatssekretärs Hull, daß die Kapitulation von Corregidor das Vorspiel zum Endsieg der Alliierten sei, wird sie nur ein mitleidiges Lächeln entgegensetzen. Inzwischen hat auch der japanische Sieg von Mandalay eine strategisch völlig neue Lage für Tschungking geschaffen, bei der jede wirksame amerikanische Unterstützung ausgeschaltet ist. Wenn Mei-ling am Schluß ihres Artikels eine „vollständige Revision unserer Ideen“ fordert, so wäre es keine schlechte Idee, wenn man in Tschungking mit dieser Revision beginnen würde. Deutsche Truppen ergeben sich nicht, auch wenn sie durch Monate von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten sind und gegen überlegenen Feind kämpfen müssen.

S. v. M.

19623 0016 BEC

Signatur.....

Datum 17. Juni 1942

Der Ost-Express (Berlin)

Nr. 139

Das Programm Chiang Kai-sheks.

(Von unserem St.-Mitarbeiter für Ostasien).

O.E., im Juni 1942.

May ling Chiang, die Frau des Marschalls Chiang Kai-shek, ist auf dem besten Wege, sich auf der langen Liste berühmter oder berüchtigter Frauen der chinesischen Geschichte auch einen guten Platz zu sichern. Derweilen ihr Bruder T. V. Sung als legaler Aussenminister der Chungkingregierung in Washington chinesische Politik von Roosevelts Gnaden macht, hat Frau Chiang im Wege der un-
beauftragten Geschäftsführung die Zügel der chinesischen Aussenpolitik in die Hände genommen und ist gleichzeitig freiwilliger Pressechef der Chungkingregierung. Wie sie seinerzeit im Dezember 1936 mit ihrer persönlichen Initiative sich in die Massnahmen der Nankingregierung einschaltete, als es sich darum handelte, den in Sianfu von meuternden Generälen festgesetzten Marschall zu befreien, so hat sie gerade seit Beginn des japanisch-amerikanischen Krieges wiederholt in die Speichen des festgefahrenen chinesischen Regierungskarrens eingegriffen. Die Verlautbarungen der chinesischen Regierung und der amtlichen Nachrichtenagenturen haben nicht entfernt die Wirkung in der Welt wie die Artikel, die von Zeit zu Zeit aus der Feder May lings in amerikanischen Zeitschriften erscheinen. Sie zeichnen sich ebenso durch ihre diplomatische Glätte wie durch eine häufig überraschende radikale Offenheit aus und sind nach Form und Inhalt Meisterstücke politischer Journalistik. Der Bundesgenosse England hat bereits die Schärfe ihrer Feder gefühlt und auch in ihrem neuen Artikel, der unter dem Titel "Chinas Erwachen" in einer amerikanischen Zeitschrift erscheint, nimmt sie kein Blatt vor den Mund und entwickelt mit grösster Offenheit die grundsätzlichen Ideen zum künftigen politischen Programm von Chungking-China.

Der Artikel geht von dem Gedanken aus, dass zwar zur Zeit das Haus noch in Flammen stünde und China mit Tod und Untergang bedroht sei, dass aber trotzdem jetzt schon sich die Gedanken auf die Probleme richten müssten, die nach dem Kriege das gleiche Mass von Hingabe und praktischem Idealismus erfordern, wie der Krieg. Für die Umformung des politischen und sozialen Systems wählt sie die Parole, das grösste Glück für die grösste Zahl von Menschen zu sichern. Der Wert der bestehenden Regierungssysteme aller Länder werde sich in der Feuerprobe des Krieges erweisen.

Für China gäbe es nur eine Parole: keine Ausbeutung des Landes und des Volkes, wie sie in so schamloser und rücksichtsloser Weise durch das Abendland in früheren Zeiten stattgefunden habe. Japan wird in diesem Zusammenhang nicht genannt. Die zählebige Illusion, dass der beste Weg, die Zuneigung der Chinesen zu gewinnen, ein paar tüchtige Rippenstösse wären, sei "eine der grossen Eselheiten der Abendländer". Amerika und England hätten ihren früheren Irrtum eingesehen und freiwillig angeboten, das ungerechte Exterritorialitätssystem aufzugeben.

Wohl aus politischen Gründen hat die Verfasserin vergessen, dass Deutschland bereits nach dem Kriege durch Vertrag mit China alle ungleichen Rechte

wenden

aufgegeben hat und Amerika sowohl wie England, allen Bitten Sun Yat-sens und der chinesischen Regierung entgegen, fest an ihren Privilegien zum Schaden von China gehalten haben. Dieses Verhalten der angelsächsischen Länder hat ja erst, wie Sun Yat-sen selbst erklärte, ihn gezwungen, sich in der Sowjetunion nach Hilfe umzusehen, nachdem Deutschland in der Nachkriegszeit wohl willig aber nicht in der Lage war China zu helfen.

Im Nachkriegschina soll eine Ausbeutung eines Teils der Gesellschaft durch eine andere Gruppe oder durch den Staat nicht mehr gestattet sein. Ausdrücklich wird aber betont, dass China nicht an den Kommunismus glaubt und ihn auf keinen Fall einführen will. Die Formen der autoritären Staaten liessen das chinesische Volk völlig kalt. Hier vergisst die Verfasserin, dass Marschall Chiang Kai-shek mehr als einmal über die grundsätzlichen Ideen des Nationalsozialismus und Faschismus sich sehr zustimmend geäussert hat und dass die von ihm ins Leben gerufene neue Bewegung sehr viel Gedankengut dieser beiden Ideologien übernommen hat.

Dem Privatkapital soll der rechte Platz eingeräumt werden, der ihm als Werkzeug der individualistischen Initiative gebühre. Das Recht des Volkes soll dabei durch eine progressive Besteuerung gewahrt werden. Alle Unternehmungen, die dem allgemeinen Interesse dienen, so hauptsächlich die Versorgung mit Elektrizität, Wasser, Gas usw. sollen dem Staate gehören und in seinem Auftrage verwaltet werden.

Interessant ist die Feststellung, dass die Landbevölkerung Chinas zur Zeit ein Lebensniveau erreicht habe, dessen Höhe bisher für unmöglich gehalten wurde. Diese Steigerung der Lebenshaltung ist natürlich nur durch die enorme Steigerung der Preise der Bodenerzeugnisse möglich gewesen und die Verfasserin hätte darauf hinweisen müssen, dass die Bewohner der Städte, insbesondere aber das gesamte Beamtentum, schwer darunter zu leiden haben.

Wie China allen seinen Küstenmeeren durch seine Flüsse eine eigene Färbung verleiht, so werde auch, ohne alle sozialistischen Ideen des Abendlandes abzulehnen, die Reform Chinas durch einen chinesischen Sozialismus durchgeführt werden, der auf dem allmählichen Ausbau demokratischer Grundsätze beruht. Die eigentliche Basis werde gebildet durch die drei Grundsätze für das Volk von Dr. Sun Yat-sen: Nationalismus, die Rechte des Volkes und die Lebenshaltung des Volkes. Dabei eignet sich die Verfasserin einige Sonderbestimmungen der schweizerischen Verfassung an, indem sie dem chinesischen Volke vier Grundrechte zugestehen will, das Wahlrecht, das Abberufungsrecht, das Recht der Initiative und das des Referendums.

Dazu ist zu bemerken, dass seit über 20 Jahren China vergeblich versucht hat, durch direktes oder indirektes Wahlrecht eine Art von parlamentarischer Repräsentation des chinesischen Volkes zu bilden, die auch nur einigermaßen in Anspruch nehmen könnte, tatsächlich den Willen des Volkes wiederzugeben. Bei einer Bevölkerung von 450 Mill. Menschen, von denen nur ein ganz geringer Prozentsatz überhaupt politisch gebildet und interessiert ist, kommt eine parlamentarische Regierung kaum in Frage. Voraussichtlich würde man bei diesen Versuchen bei dem Sowjetsystem enden, das ja an und für sich ein Hohn auf alles ist, was sich parlamentarische Vertretung des Volkes nennt. Es wird nochmals unterstrichen, dass der chinesische Sozialismus mit dem Kommunismus nichts zu tun habe und dass die Chinesen die Theorie für falsch hielten, durch Enteignung der Reichen auf die Dauer die Armen bereichern zu können.

Für die Chinesen wird in Anspruch genommen, dass sie als grosse Realpolitiker nichts unternehmen, ohne vorhergehende sorgfältige Überlegung. Daher sei sich auch die Regierung in Chungking darüber klar, dass es ein grosses Vorrecht, aber zugleich auch eine gewaltige Verantwortung sei, den vierten Teil der gesamten Bevölkerung der Erde zu leiten und zu regieren. Diese Verantwortung sei aber umso grösser, da China jetzt die Führung Asiens übernommen habe. Wie diese Führung Asiens sich nun tatsächlich auswirkt, wird in dem Artikel allerdings nicht näher auseinandergesetzt und dies dürfte auch sehr schwer fallen, da bisher von einer Führung Chinas in Asien nichts bekannt ist und die Illusionen über ein Zusammengehen mit Indien nach der Eroberung Burmas durch die Japaner sich langsam in Dunst auflösen.

Bei der Lösung der Probleme, die von China während und nach dem Kriege verlangt wird, rechnet man in Chungking auf die Hilfe der "Technik und des Kapitals der Schwesterdemokratien Chinas". Auf den Völkerbund ist die Verfasserin erklärlicherweise nicht gut zu sprechen. Es läge wohl in seiner Auffassung vom Weltfrieden der Keim einer Idee, aber der Völkerbund habe es nie zustande gebracht, "die am runden Tisch mit so viel frommer Rührung verfochtenen Grundsätze zu aktiven Werkzeugen der Politik zu machen".

Der Schluss des Artikels, der an die Menschheit appelliert, ein Ideal zu verfolgen, das der "christlichen Ethik" entspreche, ist die Idee des "Völkerbundes".

und ihn auf keinen Fall einführen will. Die Formen der autoritären Staaten liessen das chinesische Volk völlig kalt. Hier vergisst die Verfasserin, dass Marschall Chiang Kai-shek mehr als einmal über die grundsätzlichen Ideen des Nationalsozialismus und Faschismus sich sehr zustimmend geäußert hat und dass die von ihm ins Leben gerufene neue Bewegung sehr viel Gedankengut dieser beiden Ideologien übernommen hat.

Dem Privatkapital soll der rechte Platz eingeräumt werden, der ihm als Werkzeug der individualistischen Initiative gebühre. Das Recht des Volkes soll dabei durch eine progressive Besteuerung gewahrt werden. Alle Unternehmungen, die dem allgemeinen Interesse dienen, so hauptsächlich die Versorgung mit Elektrizität, Wasser, Gas usw. sollen dem Staate gehören und in seinem Auftrage verwaltet werden.

Interessant ist die Feststellung, dass die Landbevölkerung Chinas zur Zeit ein Lebensniveau erreicht habe, dessen Höhe bisher für unmöglich gehalten wurde. Diese Steigerung der Lebenshaltung ist natürlich nur durch die enorme Steigerung der Preise der Bodenerzeugnisse möglich gewesen und die Verfasserin hätte darauf hinweisen müssen, dass die Bewohner der Städte, insbesondere aber das gesamte Beamtentum, schwer darunter zu leiden haben.

Wie China allen seinen Küstenmeeren durch seine Flüsse eine eigene Färbung verleiht, so werde auch, ohne alle sozialistischen Ideen des Abendlandes abzulehnen, die Reform Chinas durch einen chinesischen Sozialismus durchgeführt werden, der auf dem allmählichen Ausbau demokratischer Grundsätze beruht. Die eigentliche Basis werde gebildet durch die drei Grundsätze für das Volk von Dr. Sun Yat-sen: Nationalismus, die Rechte des Volkes und die Lebenshaltung des Volkes. Dabei eignet sich die Verfasserin einige Sonderbestimmungen der schweizerischen Verfassung an, indem sie dem chinesischen Volke vier Grundrechte zugestehen will, das Wahlrecht, das Abberufungsrecht, das Recht der Initiative und das des Referendums.

Dazu ist zu bemerken, dass seit über 20 Jahren China vergeblich versucht hat, durch direktes oder indirektes Wahlrecht eine Art von parlamentarischer Repräsentation des chinesischen Volkes zu bilden, die auch nur einigermaßen in Anspruch nehmen könnte, tatsächlich den Willen des Volkes wiederzugeben. Bei einer Bevölkerung von 450 Mill. Menschen, von denen nur ein ganz geringer Prozentsatz überhaupt politisch gebildet und interessiert ist, kommt eine parlamentarische Regierung kaum in Frage. Voraussichtlich würde man bei diesen Versuchen bei dem Sowjetsystem enden, das ja an und für sich ein Hohn auf alles ist, was sich parlamentarische Vertretung des Volkes nennt. Es wird nochmals unterstrichen, dass der chinesische Sozialismus mit dem Kommunismus nichts zu tun habe und dass die Chinesen die Theorie für falsch hielten, durch Enteignung der Reichen auf die Dauer die Armen bereichern zu können.

Für die Chinesen wird in Anspruch genommen, dass sie als grosse Realpolitiker nichts unternehmen, ohne vorhergehende sorgfältige Überlegung. Daher sei sich auch die Regierung in Chungking darüber klar, dass es ein grosses Vorrecht, aber zugleich auch eine gewaltige Verantwortung sei, den vierten Teil der gesamten Bevölkerung der Erde zu leiten und zu regieren. Diese Verantwortung sei aber umso grösser, da China jetzt die Führung Asiens übernommen habe. Wie diese Führung Asiens sich nun tatsächlich auswirkt, wird in dem Artikel allerdings nicht näher auseinandergesetzt und dies dürfte auch sehr schwer fallen, da bisher von einer Führung Chinas in Asien nichts bekannt ist und die Illusionen über ein Zusammengehen mit Indien nach der Eroberung Burmas durch die Japaner sich langsam in Dunst auflösen.

Bei der Lösung der Probleme, die von China während und nach dem Kriege verlangt wird, rechnet man in Chungking auf die Hilfe der "Technik und des Kapitals der Schwesterdemokratien Chinas". Auf den Völkerbund ist die Verfasserin erklärlicherweise nicht gut zu sprechen. Es läge wohl in seiner Auffassung vom Weltfrieden der Keim einer Idee, aber der Völkerbund habe es nie zustande gebracht, "die am runden Tisch mit so viel frommer Rührung verfochtenen Grundsätze zu aktiven Werkzeugen der Politik zu machen".

Der Schluss des Artikels, der an die Menschheit appelliert, ein Ideal zu erstreben, das den Worten Christi besser entspräche als die Ideen der Vergangenheit, zeigt deutlich, dass es sich hier um chinesische Propaganda bei dem amerikanischen Volk handelt. In China selbst dürften die Ausführungen kaum allgemeine Zustimmung finden, da immer wieder das Bestreben zu erkennen ist, angelsächsischen demokratischen Gedanken gerecht zu werden, ohne zu sehr gegen moderne sozialpolitische Ideen und chinesische Traditionen zu verstossen. May ling Chiang könnte in ihrer einflussreichen Stellung als politische Mitarbeiterin ihres Mannes Marschall Chiang Kai-shek ihrem Lande von grösserem Nutzen sein, wenn sie mehr chinesisch und weniger amerikanisch denken würde.

19623 0017 BEC

Signatur

Datum

- 1. Dez. 1942

Neue Zürcher Zeitung
1937
Nr.

Vereinigte Staaten
Besuch von Frau Tschiang
Washington, 28. Nov. (United Press) Das Weiße Haus gibt bekannt, daß Frau Tschiang, die Gattin des chinesischen Generalissimus, in den Vereinigten Staaten eingetroffen ist, um sich in einem Spital in ärztliche Behandlung zu begeben. Die Behandlung ist notwendig infolge eines vor schon fünf Jahren erfolgten Autounfalls; die Verletzungen, welche Frau Tschiang dabei erlitt, sind noch nicht völlig geheilt. Nach ihrem Aufenthalt im Spital wird sich Frau Tschiang als Gast Roosevelts nach Washington begeben.

Neue Zürcher Zeitung

Nr. 285

Die Amerikareise
der Gattin Tschiang Kai-sheks

Washington, 18. Febr. (W. B.-Privattelegr.)
Die Ankunft von Madame Tschiang Kai-shek als
offizieller Gast von Präsident Roosevelt wird als
der Beginn der schwierigen Mission der ersten
Frau Chinas betrachtet, die chinesisch-
amerikanischen Beziehungen zu stär-
ken und den Amerikanern die Bedürfnisse ihres
Landes in seinem Kampfe verständlicher zu
machen. Während eines Spitalaufenthaltes in
den letzten zwölf Wochen bereitete die Gattin
des chinesischen Generalissimus das Programm
für eine „Eroberung der Vereinigten Staaten“
vor. Seit ihrer Ankunft Ende November war jede
Veröffentlichung über den Aufenthalt untersagt,
und die amtliche Bekanntmachung ihres Eintref-
fens in Washington hat nun in Amerika großes
Interesse geweckt. Die Wiedergabe ihrer früheren
Äußerungen über die Unzufriedenheit Chinas,
sowie die Veröffentlichung spezieller Artikel über
China in der Zeitschrift „Life“, auf die in der
Presse in ganzseitigen Inseraten hingewiesen
wird, bilden offenbar Teile eines wohl vorberei-
teten Programms. Den Beifall, den Frau
Tschiang heute mit ihrer Rede vor dem Kon-
greß erntete, war ebenfalls eine wirkungsvolle
Einleitung zu ihrer vorgesehenen Reise quer
durch den Kontinent.

Neue Zürcher Zeitung

Nr. 285

Die Gattin Tschiang Kai-scheks
in Washington

Rede vor dem Kongress

Washington, 18. Febr. (United Press) Madame Tschiang Kai-schek, die Gattin des chinesischen Generalissimus, die am Donnerstag in Washington eingetroffen ist, wo sie zwei Wochen lang als Gast im Weißen Hause weilen wird, hielt heute vor dem amerikanischen Kongress eine Rede, die viel beachtet worden ist. Es ist übrigens das erstemal, daß eine ausländische Frau eine Ansprache an das amerikanische Parlament hielt.

Madame Tschiang Kai-schek appellierte an die Amerikaner um noch größere und beschleunigte Hilfeleistung an China und machte die Zuhörer auf die Gefahr aufmerksam, die eine Verzögerung des Angriffes der Alliierten gegen Japan in sich birgt. Sie gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß die Japaner keineswegs weniger gefährliche Feinde seien als die Deutschen. In diesem Zusammenhang machte sie die Feststellung, daß die Japaner in den von ihnen besetzten Gebieten über größere Hilfsquellen verfügten als die Deutschen in den Ländern, die sie erobert haben.

Madame Tschiang Kai-schek erklärte dann, sie hoffe, der Kongress der Vereinigten Staaten sei fest entschlossen, sich für die Schaffung einer neuen Welt nach dem Kriege einzusetzen. „Wir müssen“, so führte die berühmte Chinesin aus, „uns eine klare Vorstellung von der Art des Friedens machen, die wir wollen. Der Frieden soll nicht aus einem auf Strafe sinnenden Geiste geboren sein, noch soll er nach provinziellen oder nationalistischen oder kontinentalen Begriffen beschaffen sein — er soll vielmehr in seinem Ziele universal und in seiner Auswirkung humanitär sein.“

Madame Tschiang Kai-schek fand dann Worte der Anerkennung und des Lobes für die amerikanischen Flotten Siege in der Schlacht um Midway und im Korallenmeer, machte aber mit Nachdruck darauf aufmerksam, daß diese siegreich durchgeführten Aktionen lediglich Schritte in der richtigen Richtung seien.

Tschiang Kai schek, Frau

Signatur

Datum 19. Febr. 1943

Hamburger Fremdenblatt

Nr. 50A

Frau Tschiang Kai schek vor dem US-Kongreß

Meldung unserer Berliner Schriftleitung

□ Berlin, 18. Februar

Frau Tschiang Kai schek erschien am Donnerstag vor dem nordamerikanischen Kongreß, um die Abgeordneten nachdrücklich an eine tatsächliche Hilfe für Tschungking-China zu erinnern. Sie schmeichelte ihnen zuerst mit blumenreichen Redensarten über die Mitwirkung an der Gestaltung des Weltchicksals, kam dann aber zur Hauptsache mit der Forderung, die Vereinigten Staaten müßten jetzt beim Gewinnen des Krieges mithelfen. Sie erinnerte die Abgeordneten an die Opfer ihrer Väter bei der Erschließung des Landes. Die damaligen physischen und geographischen Grenzen müßten nun überschritten werden, um die Welt zu „befreien“. Der Krieg müsse nun so geführt werden, daß der Sieg möglich sei.

Frau Tschiang Kai schek scheint also von den bisherigen Anstrengungen der Vereinigten Staaten nichts zu halten. Sie konnte auch nicht umhin, ihren Gastgebern die leichtfertige Unterschätzung Japans vor Augen zu führen. Als Japan China nicht schnell habe unterwerfen können, sei die japanische Stärke unterschätzt worden. Nach Pearl Harbour habe man sie dagegen für Übermenschen gehalten. Jetzt erkläre man sie gegen Deutschland für relativ unwichtig, gerade jetzt dürften sie aber nicht unterschätzt werden. Es gehe nicht an, daß Japan mit seinen großen Hilfsquellen seine Eroberungen fortsetze. In diesem Sinne forderte sie den Kongreß auf, dem Krieg den Weg zu ebnen.

Neue Zürcher Zeitung

Nr. 285

Madame Tschiang in Washington

Washington, 18. Febr. (Tel. unseres Korrespondenten) Die Gattin des chinesischen Marschalls, die in Amerika so gut wie in ganz Ostasien einfach als „Madame“ tituliert wird, hat vor dem amerikanischen Bundeskongress im überfüllten Saale des Kapitols unter gewaltigem Beifall eine Rede gehalten, die den Zuhörern einen tiefen Eindruck gemacht hat. Madame Tschiang erklärte, die Vereinigten Staaten von Amerika seien ein treffliches Beispiel dafür, wie der „Schmelztiegel der Demokratie“, dessen Kraft auf der gemeinsamen Hingabe an ein Ideal beruhe, alle Rassenunterschiede zu überwinden vermöge. Die Gemeinsamkeit des Ideals sei das stärkste Mittel, um ähnliche Schwierigkeiten auch in China zu lösen. China sei vollkommen bereit, mit Amerika und anderen Nationen am Aufbau eines neuen Friedens zusammenzuarbeiten, eines Friedens, der von Anfang an die ganze Welt umfassen müsse. China erstrebe ein besseres Zeitalter, so gut wie auch die Amerikaner. Nach fünf und einem halben Jahr Krieg seien die Chinesen überzeugt, daß man alles, was man habe, in den Kampf einsetzen müsse, wenn man ihn gewinnen wolle. Der Weisheit bester Teil sei es, einen Rückschlag nicht einfach feige hinzunehmen, sondern ihm tapfer mit neuen Gefahren zu begegnen. Madame Tschiang erklärte zum Schluß, sie sei, wie alle ihre Landsleute, überzeugt, daß sich die Vereinigten Staaten und die übrigen Alliierten bei der Gestaltung des Friedens nicht von trügerischen Vorspiegelungen augenblicklicher Zweckmäßigkeitserwägungen blenden lassen würden.

Die Rede vor dem amerikanischen Kongress bedeutet im Leben der Frau, die in den letzten fünfzehn Jahren durch einen schier übermenschlichen Willen, durch einen unerschütterlichen Glauben und eine gewaltige Arbeitsleistung von einem Erfolg zum andern geschritten ist, einen beispiellosen Triumph.

Der Eindruck in London

London, 19. Febr. (Tel. unseres Korrespondenten) Madame Tschiangs Rede in Washington hat auch hier einen starken Eindruck ausgelöst, vor allem wegen der großen Entschiedenheit, mit der sie für die Demokratie eingetreten ist, vor allem in der Form, die ihre stärkste Ausprägung in den Vereinigten Staaten gefunden hat. In den Reden europäischer Staatsmänner hat man schon seit langer Zeit kein so energisches demokratisches Pathos mehr gehört. Aber auch die strategischen Bemerkungen Madame Tschiangs finden hier ein aufmerksames Gehör; sie fördern die Argumente derer, die möglichst rasch die Schaffung eines interalliierten Kriegsrates fordern und sich mit offiziellen Beschwichtigungen, nach denen alles zum besten stehe, nicht leicht zufrieden geben.

Tschiang Kai-Shek

Signatur

Datum

22. Febr. 1943

Hamburger Fremdenblatt

Nr. 53

Mit leeren Händen zurück

Tokio, 22. Februar

„Mit leeren Händen kehrt Frau Tschiang Kai-shek aus Washington zurück“, schreibt „Tokio Asahi Schimbun“. Aus persönlicher Eitelkeit habe sie sich zu dieser neuen Reise bewegen lassen, nachdem ihr von den Nordamerikanern das letzte Mal zahlreiche Schmeicheleien gesagt worden seien. Aber weder eine Anleihe bringe sie nach Hause, noch habe ihr Besuch sonst die geringsten Ergebnisse gebracht. Im Gegenteil, sie habe „Gesicht verloren“ und nur bittere Erfahrungen über den wahren Charakter der Nordamerikaner gewonnen, die noch größere Blutopfer von Tschungking forderten als bisher. „Diese Tatsache“, sagt „Asahi“, „muß allen Chinesen erheblich zu denken geben.“

Datum 3. März 1943

Neue Zürcher Zeitung

Nr. 360

Frau Tschiang Kai-shek in New York

New York, 3. März. (Exchange). Am Dienstagabend jubelten im New Yorker „Madison Square Garden“ 20 000 Personen Frau Tschiang Kai-shek, der Gattin des chinesischen Generalissimus, zu. Nachdem sie ihren Dank für die Tausende von Telegrammen ausgesprochen hatte, die ihr aus den Vereinigten Staaten während ihrer Krankheit zugegangen seien, ergriff sie das Wort zu einer längeren Rede, die immer wieder vom jubelnden Beifall der Menge unterbrochen wurde. Frau Tschiang erklärte u. a.:

„Arroganz und Ueberheblichkeit sind stets die Marksteine des Unterganges der Usurpatoren gewesen. Vor nicht allzu langer Zeit hörten wir Hitler ausrufen: „Keine Macht auf Erden wird die Deutschen aus Stalingrad vertreiben können!“ Und wo sind heute diese Deutschen? Im Monat Juli 1937 erklärte der japanische Prinz Konoe: „Binnen drei Monaten werden wir China auf die Knie zwingen!“ Und wie viele Male sind seither drei Monate vergangen? Es gibt eine andere Art des Stolzes als den anmaßenden Hochmut der Diktatoren. Wir Chinesen geben seit sechs langen Jahren unser Blut her, um der Welt zu beweisen, daß es uns fern liegt, die Philosophie der passiven Erniedrigung, deren Folge das langsame, würgende Absterben der Nation ist, dem Kampf auf dem Schlachtfeld vorzuziehen. Wir halten an unserem Glauben fest, daß nichts, es sei denn die vollkommene Ausrottung unseres Volkes, uns davon abhalten kann, gegen eine willkürliche Herrschaft, sei sie wirtschaftlicher oder politischer Art, die Waffen zu führen.“

Nach einer geschichtlichen Parallele mit dem tausendjährigen Römerreich, das auf der demokratischen Staatsform beruht habe, und der kurzlebigen Herrschaft gewalttätiger Eroberer wie Napoleons oder Dschingis Khans fuhr Frau Tschiang fort:

„Was werden wir aus unserer Zukunft machen? Wie wird die genesende Welt nach diesem furchtbaren Blutbad aussehen? In der ganzen Welt zerbrechen sich weise Leute darüber den Kopf; aber die weisesten unter ihnen ziehen es vor, sich zu diesen Fragen nicht zu äußern. Dennoch gibt es meiner Ansicht nach gewisse Dinge, die schon jetzt feststehen. Erstens darf niemals mehr die Menschenwürde derart in den Rot getreten werden, wie dies immer wieder seit den Anfängen der Geschichte geschehen ist. Zweitens müssen alle Nationen, ob groß oder klein, die gleichen Chancen für ihre Entwicklung genießen. Jene, die stärker und fortgeschrittener sind, müssen ihre Macht dazu benutzen, um den Schwächeren voranzuhelfen, nicht aber um sie auszubeuten. Drittens darf in unserer neuen Welt die Verbitterung nicht überhandnehmen. Gleichgültig wie viel wir gelitten und was wir durchgemacht haben, wir müssen danach trachten, unseren Widersachern zu vergeben. Nur dürfen wir die Lehre, die wir aus unseren Erfahrungen ziehen, nicht vergessen. Schließlich ist eine weltumspannende Form der Organisation notwendig, damit die kleinen Nationen in Sicherheit und Frieden leben können und die Zusammenarbeit der Völker gewährleistet bleibt.“

Hamburger Fremdenblatt

Nr. 96

„Hör mal, Genossin!“

Meldung unseres Vertreters

j. Madrid, 6. April

Auf ihrer Vortragsreise durch die USA hatte Frau Tschiang Kaischek in Washington ein ganz besonderes Erlebnis, wie eine spanische Wochenzeitung mitteilt. Die erste Dame Tschungking-Chinas hatte ihren Vortrag beendet. Man versammelte sich im kleinen Kreise zu einem chinesischen Imbiß. Es war eine erlauchte Gesellschaft beisammen. Alles, was Namen hatte, war erschienen, Industrielle, Politiker, Diplomaten, Militärs, Künstler und Schriftsteller. Man unterhielt sich in honigsüßen Worten und behandelte Frau Tschiang Kaischek nicht, als ob man Tschungking-China schon aus der Reihe der Nachkriegsgroßmächte gestrichen hätte. Das Hauptthema, über das man sprach, behandelte die Reise des Gastes und den Krieg. Man fragte Frau Tschiang Kaischek nach ihren Eindrücken,

die sie auf ihrer Reise durch die Staaten gewonnen habe, und setzte der Dame ziemlich deutlich auseinander, weshalb die USA aus diesem Kriege als Sieger hervorgehen würden. Frau Tschiang-Kaischek hörte sich alles mit einem milden Lächeln an und bekannte, daß es ihr in den Staaten ausgezeichnet gefalle und daß die Amerikaner liebe und nette Menschen seien. Worauf die Umstehenden eifrig applaudierten und ein Vivat auf Tschungking-China ausbrachten.

Als der Beifall verhaucht war, drängte sich der sowjetische Militärattaché heran, ein ehemaliger Hundefänger aus Perm, wie die spanische Wochenschrift schreibt, und sagte laut: „Hör mal, Genossin, wenn du dich einmal wirklich begeistern willst, dann besuch Sowjetrußland. Denn hier wird man dir doch immer nur Feste geben und leere Versprechungen machen.“ Eisiges Schweigen ringsum. Niemand wagte, den Hundefänger von Perm zu rügen.

Die spanische Zeitschrift, die diesen Fall aufgegriffen hat, fügt hinzu, daß Stalin es schon längst nicht mehr wage, bürgerlich verseuchte Diplomaten zur Vertretung der Sowjetunion ins Ausland zu schicken. Der letzte sei Tuchatschew gewesen, den man, wie „Daily Mail“ damals sehr respektlos schrieb, nur deshalb zur Beisetzung des britischen Königs nach London entsandt habe, weil er der einzige gewesen sei, der gewußt habe, daß man die Kerzen vom Katafalk nicht essen dürfe.

P

Tschiang-
Kai-Shek

Datum - 5. Juli 1943

Neue Zürcher Zeitung

Nr. 1050

**Rückkehr der Gattin
Tschiang Kai-sheks nach China**
Tschungking, 4. Juli. ag (Reuter) Madame
Tschiang Kai-shek ist am Sonntag wieder
in Tschungking eingetroffen.

Datum 23. Feb. 1944

Berliner Börsen-Zeitung

Nr. 52

Frau Tschiangkaischek

Roosevelts Kolonial-Staatssekretärin in Tschungking

Funkspruch unseres Korrespondenten

LA Tokio, 20. Februar.

Nach einer Meldung aus China wird Frau Tschiangkaischek im März abermals in die USA reisen; diesmal nicht als inoffizieller Botschafter oder Glanznummer der Tschungkingagitation, sondern um als Delegierte an der Antiachsen-Produktionskonferenz teilzunehmen. Amerika bleibt in Tschungking Trumpf, und immer noch leuchtet der Name Sung Meiling, der Gattin Tschiangkaischeks, wie ein Stern über dem Himmel der amerikanischen Öffentlichkeit. Die Chinesen in beiden Lagern, in Nanking und Tschungking, rümpfen allerdings gelegentlich die Nase und behaupten, sie sei eine rein amerikanische und in China selbst fast unbekannte Erfindung.

Meiling ist die jüngste der drei Sung-Schwestern, von denen man zu sagen pflegte, daß sie „einen Kontinent beherrschen“. Die älteste ist die Gattin des kapitalkräftigen Finanzministers Kung, und die zweite, Tschingling, war die Gattin Sunyatsens, des Vaters der chinesischen Revolution. Sie ist heute das Idol der Linksradi kalen und Kommunisten. Frau Tschiangkaischek, die ihr neuntes bis zwanzigstes Lebensjahr in den USA verbrachte, ist das Symbol des amerikanisierten Chinesentums. Sie ist es deswegen, weil sie am stärksten amerikanisiert ist, die größte Aktivität entfaltet und als Gattin des Tschungking-Führers den ausschlaggebenden politischen Einfluß besitzt. Sie meinte einmal: „An mir ist nichts orientalisch mit Ausnahme meines Gesichtes.“

Warum hat Tschiangkaischek sie geheiratet? Eine Erklärung liegt darin, daß beide demselben führenden Kreis der Revolutionäre angehörten, die sich einst um Sunyatsen geschart hatten. Meilings Vater Charlie Sung war der beste Freund und der junge Tschiang einer der Lieblingsschüler Sunyatsens. Charlie Sung, dessen Vater Reisbauer auf der Insel Hainan war, ist ursprünglich Pastor gewesen und hat ein Vermögen mit dem Verkauf chinesischer Bibelübersetzungen gemacht. Alle Sungs sind Christen amerikanischer Prägung, und Tschiang wurde von Mutter Sung zunächst als Schwiegersohn abgelehnt, weil er nicht Christ war; er ist erst einige Jahre nach der Eheschließung zu diesem Glauben übergetreten. Sung Meiling war, als sie aus Amerika zurückkehrte, eines der hübschesten und gefeiertsten jungen Mädchen in Schanghai, und eine Ehe

mit ihr bedeutete außerdem engste Verbindung mit der einflußreichen Sung-Clique. Der ehrgeizige junge Tschiang setzte alles daran, um sie zu gewinnen, und als schließlich nach mehrjähriger Bewerbung 1927 unter Anwesenheit von 1300 Gästen die glänzende Hochzeit in Schanghai stattfand, war er bereits ein berühmter General, dessen Name weltbekannt war. Diese Ehe, die aus den damaligen Verhältnissen heraus vielleicht begreiflich war, sollte immer mehr zu einem schweren Verhängnis für die chinesische Politik werden.

Tschiang geriet in immer größere Abhängigkeit von der Sung-Clique und diese ihrerseits in eine solche von den USA, wobei sowohl politische als auch finanzielle Gründe mitspielten. Die privaten Kapitalanlagen der Tschiangs, Kungs und Sungs liegen ausschließlich in Amerika, und auch die Tschungking-Regierung vermeidet den Bankrott nur mit Hilfe amerikanischer Anleihen. Die Gründe, warum die Sung-Clique und warum Tschiangkaischek es zu dieser sklavischen Abhängigkeit von einer ausländischen Macht kommen ließen, waren verschiedenartig; bei den Sungs war es eine Folge ihrer restlosen Amerikanisierung, während bei Tschiang, der kein Wort Englisch spricht und nie ein Bewunderer der USA war, politische Erwägungen maßgebend waren. Er wollte der Welt und vor allem Japan beweisen, daß China imstande sei, allein in seinem Hause Ordnung zu schaffen. Mit dem typischen Mißtrauen des Schwächeren wehrte er sich gegen die japanischen Vorschläge der Zusammenarbeit und hoffte, durch den Krieg eine machtmäßige Gleichberechtigung mit Japan zu erlangen. Erst als Tschiang von diesem Weg, als er sich als illusorisch erwies, nicht abging, hat auch er sich zum Sklaven der USA gemacht. Dabei blieb er auch, nachdem der Großostasienkrieg von neuem bewiesen hatte, daß Japans Ziel die Verdrängung des anglo-amerikanischen Einflusses und nicht die Unterdrückung Chinas war. Für diese Entwicklung trägt Tschiangkaischek zweifellos die Verantwortung, aber die Hauptschuld daran ist der Sung-Sipp schaft und nicht zuletzt seiner Frau zuzuschreiben. Wenn hier in Japan von Tschiangkaischek gesprochen wird, so klingt dabei immer noch ein leiser Unterton des Bedauerns mit, während die Sungs nur gehaßt und verachtet werden.

Sun Meiling ist nicht dumm. Nach ihrer Rückkehr aus Amerika lernte sie sofort Chinesisch, damit ihr keine billigen Vorwürfe gemacht werden können. Aber ihre Denkweise ist amerikanisch geblieben, wie das unter anderm ihre zahlreichen Zeitungsaufsätze, Reden und Rundfunkansprachen beweisen, die genau so klingen, als ob sie von Roosevelt diktiert worden wären. Am erstaunlichsten ist

wenden!

vielleicht ihre völlige Unkenntnis Japans; sie bemüht sich auch gar nicht, den japanischen Dingen auch nur das geringste Verständnis entgegenzubringen. Ihre Abneigung gegen Japan ist ebenso stark wie die gegen Deutschland. Im August 1937 erklärte sie bereits nach einigen abfälligen Bemerkungen über Japan, daß Deutschland und Italien keine Freunde Chinas seien, da diese „faschistischen Angreiferstaaten“ in eine Reihe mit dem „japanischen Militarismus“ gehörten. Das war damals, als durchaus normale Beziehungen zwischen Deutschland und der derzeitigen chinesischen Regierung bestanden, gegenüber einer deutschen Journalistin eine ebenso undiplomatische wie unliebenswürdige Äußerung; aber sie konnte es nie unterlassen, ihren Haß gegen den Nationalsozialismus auf irgend eine Weise zum Ausdruck zu bringen.

Frau Tschiangkaischek, die waschechte Amerikanerin, schwärmt für „democracy efficiency“ und Hygiene und muß immer und überall selbst Hand anlegen, Ordnung schaffen und aufräumen. Im Vergleich mit den übrigen Chinesen macht sie daher einen praktischen und energischen Eindruck. Als sie zu Anfang des Krieges Leiterin der chinesischen Luftwaffe war, wandte sich ein amerikanischer Pilot mit einer Beschwerde direkt an sie anstatt an seinen nächsten Vorgesetzten. Zur Ordnung gerufen, erklärte er: „Ich habe mich an Frau Tschiangkaischek gewandt, weil ich das Gefühl habe, daß sie der einzige Mann in unserer Luftwaffe ist.“ Ihre Aktivität zeitigt jedoch wenig Früchte, weil sie spontan von einem zum andern springt und nie ein brauchbarer Gedanke dahinter steckt. Sie kümmert sich um ein paar hundert Kriegs-

waisen, schafft aber keine Organisation für die Zehntausende von übrigen Waisen im Lande, sie reinigt persönlich einige gewisse Orte in Tschungking, kümmert sich aber nicht darum, daß anderswo überhaupt keine vorhanden sind, oder bildet einige Lehrerinnen aus, ohne sich für die Schaffung von Volksschulen einzusetzen. Sie ist keine Reformerin, wie sie sich das einbildet, sondern eine reiche Frau, die ihre freie Zeit mit Wohltätigkeit verbringt. Selbstverständlich läßt sie sich bei all ihren Tätigkeiten stets von Amerikanern, am liebsten von Missionaren beraten, so daß ihre Position tatsächlich immer mehr der eines von Roosevelt eingesetzten USA-Kolonialsekretärs für China gleicht.

Die amerikanisierten Chinesen sind im Grunde genommen genau so radikal wie die Kommunisten; sie wollen den vollständigen Bruch mit der Vergangenheit und einen Neuaufbau nach amerikanischem Muster, ohne Anknüpfung an die überlieferten völkischen und kulturellen Traditionen. Deshalb sind sie auch weltanschaulich die schärfsten Feinde Japans und des Gedankens der ostasiatischen Wiedergeburt.

Die Tätigkeit Sung Meilings innerhalb Chinas mag harmlos sein, jedoch äußerst gefährlich ist sie außenpolitisch. Sie ist der böse Geist, der die Einigung und Befriedung Großostasiens unmöglich macht. Durch eine tragische Verquickung von Umständen konnte diese scheinheilige Tochter eines chinesischen Konvertiten, die sich nicht scheut, die Köpfe rollen zu lassen, wenn es sich um das Wohl ihrer Sippschaft handelt, zu solch entscheidendem Einfluß gelangen.

Unsere Meinung

Soong Mei Ling, die Frau des Marschalls Tschiang-kaischek, hat sich wieder einmal auf Reisen begeben. Man bezeichnet sie oft als inoffiziellen Außenminister Tschungking-Chinas und Generalsekretär ihres Mannes. In dieser Funktion sah man sie früher, als Hongkong noch nicht von den Japanern besetzt war, in den fashionablen Hotels dieser britischen Kronkolonie in geheimnisvollen Verhandlungen. In der großen Öffentlichkeit ließ sich **Frau Tschiangkaischek** im Februar und März vorigen Jahres auf ihrer Bettelreise in den USA. sehen. Ihre vielfach anerkannten Reize wollte sie dafür einsetzen, daß die USA. etwas willfähiger in der Belieferung von Kriegsmaterial für ihren in schweren Nöten befindlichen Mann sein sollten. Als zweiter Frau wurde ihr die Auszeichnung zuteil, vor dem amerikanischen Kongreß eine Rede in diesem Sinne zu halten. Vor ihr hatte die emigrierte Königin von Holland am 6. August 1942 an derselben Stelle sprechen dürfen. Danach wurde sie zur Pressekonferenz bei Roosevelt zugelassen, wo sie ihre Klagen über die mangelhafte Belieferung Chinas mit Kriegsmaterial wiederholte. Der Aufenthalt in Washington schloß mit einem großen Empfang am 26. Februar und mit einem Festmahl in Anwesenheit des Vizepräsidenten Wallace, neben dem man den britischen Botschafter Halifax und den Sowjetbotschafter Litwinow unter den 3000 Gästen bemerkte. Dieser ganz nach Hollywood-Manier aufgezugene Besuch in den USA. setzte sich in New York fort, wo die Gefeierte nach einem Vortrag in der New City-Hall vor 10 000 Menschen nur noch über demokratische Grundsätze sprach, da sie den Fehlschlag ihres eigentlichen Reisezweckes wohl erkannt hatte. Bei einem Begrüßungsempfang in New York hatte sie es an dem obligaten Ohnmachtsanfall nicht fehlen lassen. Die Reise ging weiter nach Chicago und endete in San Franzisko, wo ihr am 26. März das verschwenderischste Bankett gegeben wurde, das in der Geschichte der Stadt jemals veranstaltet worden war. Es hieß dann, sie habe aus „Gesundheitsrücksichten“ ihre Reise abgebrochen. Die Stadt San Franzisko gab ihr einen in Gold gefaßten orientalischen Amethyst mit auf die Heimreise. Wie erinnerlich, erschien Mei Ling im November 1943 an der Seite ihres Mannes auf der Konferenz in Kairo, wo Churchill und Roosevelt ihre Entschlüsse über die Behandlung Japans nach dem vermeintlichen Siege faßten. Jetzt ist Mei Ling überraschend im Flugzeug in Rio de Janeiro, also in Brasilien, eingetroffen. Bei ihrem Start nach den USA. im vergangenen Jahr hieß es, sie habe sich einen Fuß bei einem Auto-

unfall verstaucht und wolle sich in ärztliche Behandlung geben. Jetzt verlautet, sie käme „zur Erholung“ nach Brasilien. Da aber gleichzeitig gesagt wird, sie wolle Vorträge in verschiedenen süd- und mittelamerikanischen Staaten halten, wird der politische Zweck ihrer Reise ohne weiteres ersichtlich. Beachtlich ist, daß sie diese Reise kurze Zeit nach dem Besuch des USA.-Vizepräsidenten Wallace in Tschungking-China angetreten hat, der trotz aller schönen Reden des Vizepräsidenten für Tschungking erfolglos geblieben ist. Es kann nicht überraschen, daß man in Nordamerika mißmutig auf diese Propagandareise blickt, weil sie allzu deutlich die Verärgerung Tschungkings über die von dort ausgebliebene Hilfeleistung zum Ausdruck bringt und außerdem in Gegenden führt, wo eine offene oder versteckte Opposition gegen Nordamerika getrieben wird.

19623 0028 BEC

Hamburgisches
Welt-Wirtschafts-Archiv

Signatur

Datum 12. Sept. 1944

(Reichsausgabe)

Hamburger Fremdenblatt

Nr. 10

Skandal um Mei-Ling

H. J. Madrid, im September

Mei-Ling, die Frau Tschiangkaischeks, die sich seit einigen Monaten in Brasilien aufhält, hat es verstanden, sich wieder mit dem Schleier des Geheimnisvollen zu umgeben. Aus New York hört man, daß sie ursprünglich die Absicht hatte, eine neue Propagandareise durch die USA anzutreten. Aber sie hat diesmal keine Einreiseerlaubnis bekommen. Nach amerikanischen Nachrichten ist Mei-Ling dem Präsidenten mit ihren Klageliedern lästig geworden. Er wünscht sie nicht mehr in den Vereinigten Staaten zu sehen, solange sich die Verhältnisse im Fernen Osten nicht zugunsten der Amerikaner gewandelt haben. Die USA-Presse, die noch vor einem Jahr Mei-Ling als die scharmanteste Frau der Welt pries und ganze Bildserien über ihr Leben und ihre Gewohnheiten brachte, veröffentlicht jetzt Skandalgeschichten von ihr. Man findet es in Amerika sonderbar, daß eine Frau durch die amerikanischen Länder reist und Mitleid durch ihre Vorträge über das verhungerte China erregen möchte, die einen Juwelschatz mit sich herumschleppt, der den Neid aller Dollarprinzessinnen erregt, und deren Garderobe so groß ist, daß man damit eine ganze Revue ausstatten könnte. Man vermutet, daß Mei-Ling Tschungking aufgegeben hat und mit ihrer ganzen Habe geflüchtet ist. Außerdem liegt in Washington eine Nachricht vor, wonach Mei-Ling sich von ihrem Mann scheiden lassen will. Die erste Frau Tschiangkaischeks sei schon in Tschungking wieder eingetroffen. Man sieht darin einen weiteren Beweis für den Niedergang der Herrschaft des Marschalls, der nach amerikanischer Auffassung lediglich ein Prinzgemahl gewesen ist.

„Daily Mail“ glaubt, Mei-Ling werde im Herbst eine längere Reise durch England antreten, wenn ihr zerrütteter Gesundheitszustand es erlaube. Sie sei von unbezähmbarem Ehrgeiz besessen und hoffe, wenigstens noch die Engländer für ihre Leidensgeschichte zu interessieren. Diese werden jedoch soviel mit ihren eigenen Nöten zu schaffen haben, daß Mei-Ling auch dort auf wenig Verständnis stoßen dürfte.

19623 0029 BEC

Hamburgisches
Welt-Wirtschafts-Archiv

Signatur.....

Datum 14. Sept. 1944

Neue Zürcher Zeitung

Nr. 1550

Die Gattin Tschiang Kai-sheks in New York

New York, 13. Sept. (Exchange) Madame Tschiang Kai-shek hat sich im Presbyterian Medical Centre in ärztliche Behandlung begeben müssen. Sie verließ China am 13. Juli und ließ sich zunächst in Rio de Janeiro pflegen. Die Ärzte stellten eine bedenkliche Nervenentzündung fest, die sehr schmerzhaften Hautreaktionen und nahezu vollständige Schlaflosigkeit zur Folge hat.

Deutsche Allgemeine Zeitung (Berlin)

Nr. 323

Krach im Hause Tschiangkaischeks

Die Gattin des Marschalls will in USA. bleiben

Von unserem Berichterstatter

hp. Zürich, 2. 12.

Auf dem Hintergrund der Gerüchte und Unklarheiten über die jüngste Entwicklung der militärischen und politischen Beziehungen zwischen Tschungking-China einerseits und den drei Hauptalliierten andererseits hat eine Meldung der „Daily Mail“ in London sensationelles Aufsehen ausgelöst. Das Blatt will nämlich erfahren haben, daß der schon seit längerem bekannte Aufenthalt der Gattin Tschiangkaischeks in den Vereinigten Staaten diesmal nicht eine diplomatische Auslandsreise sei. Vielmehr habe sich die als treibende Kraft der bisherigen Tschungking-Politik geltende Frau von ihrem Gatten getrennt und wolle nicht mehr nach China zurückkehren, sondern in den Vereinigten Staaten bleiben, um dort Aufklärungsvorträge über China und den Fernen Osten zu halten.

In diesem Zusammenhang erinnert die „Daily Mail“ daran, daß der vor einigen Tagen zurückgetretene Tschungking-Finanzminister Dr. Kung ebenfalls eine Schwester der Präsidentengattin zur Frau hat, während die dritte der Schwestern Sung mit dem Vorgänger Tschiangkaischeks, dem vor einer Reihe von Jahren verstorbenen Sun yatsen, verheiratet war.

Badische Zeitung (Freiburg)

№ 113

Mai Ling als Fürsprecherin

Die chinesischen Kommunisten rücken in bedrohliche Nähe Nankings. Ein Hilferuf, den Tschiang Kai-scheck an Truman gerichtet hatte, ist recht ausweichend beantwortet worden. Der Generalissimus gibt sich aber noch nicht geschlagen, auch nicht in den Vereinigten Staaten. Er hat nun seine Frau nach Washington geschickt, die kluge, tüchtige Mai Ling, die schon früher, in den Jahren 1942 und 1945/46

mit großem Erfolg als Sonderbotschafterin in den Vereinigten Staaten für ihre Heimat tätig war, und selbst die recht schwierigen Verhandlungen mit den Russen glücklich zu Ende führte, als diese 1946 zögerten, aus der Mandschurei abzuziehen. Allerdings, die Washingtoner Regierung scheint heute zäher zu sein, als selbst die Russen. Tschiang Kai-scheck hat in den letzten Jahren sehr viel an Kredit verloren; man verübelt ihm ebenso seine Starrköpfigkeit gegenüber den Ratschlägen, die ihm Marshall 1946 schon gab, sich mit den Kommunisten auf einer demokratischen Basis zu verständigen, wie seine Unfähigkeit, im Felde mit dem Bürgerkrieg fertig zu werden. Heute hat sich die militärische und die wirtschaftliche Situation der Regierung in Nanking in einer Weise verschlimmert, daß nur noch Milliardenbeträge und damit eine ganz offene militärische Hilfestellung Amerikas eine wirkliche Rettung erzwingen könnten. Dazu scheint

aber — abgesehen davon, daß solche Summen nur vom Kongreß bewilligt werden könnten — die Washingtoner Administration nicht geneigt, am wenigsten Außenminister Marshall, der auf dem heute so unsicheren chinesischen Boden nicht eine zweite große Frontlinie im „kalten Krieg“ mit der Sowjetunion entstehen sehen möchte. Mai Ling wird wohl während ihrer Reise in den Vereinigten Staaten alle ihre diplomatischen Künste und ihren ganzen weiblichen Charme spielen lassen. Sie wird auch viele Befürworter einer ausgiebigen Hilfe finden, jedoch vorwiegend nur in den Kreisen, die bisher schon immer für China sprachen: in den Kreisen der Republikaner. Aber die Republikaner haben die letzten Wahlen verloren. Die Demokraten jedoch werden kaum sehr weit über die im Frühjahr von der republikanischen Kongreßmehrheit durchgesetzten 425 Millionen Dollar für China hinausgeben wollen.

The New York Times Overseas Weekly

24 273

Mme. Chiang's Mission

At Blair House, the temporary Presidential residence in Washington, there was a tea last Friday afternoon. The hosts were Mr. and Mrs. Truman. The guests were Mme. Chiang Kai-shek, wife of China's President, and Mrs. George C. Marshall, wife of the American Secretary of State.

Mme. Chiang, of course, went to Blair House to do more than drink tea and pay a social call. She had come to the United States to see Mr. Truman for the announced purpose of seeking aid for the Chinese Nationalist Government—a Government that is fighting the Communists in the most critical stage of the entire eleven-years' civil war. After tea at Blair House Mr. Truman had a private half-hour meeting with Mme. Chiang. The White House later made a terse announcement that the President had listened "sympathetically" to his visitor.

The conference at Blair House took place after Mme. Chiang had waited nine days to see the President. She has been a guest at the Leesburg, Va., home of Secretary and Mrs. Marshall. She saw

Secretary Marshall at Walter Reed Hospital, where he is a patient.

The details of Mme. Chiang's talks with Secretary Marshall at Walter Reed Hospital and with Mr. Truman at the Blair House tea last Friday were not disclosed. But what Nanking wants has been made clear by the Chinese Ambassador to Washington, Dr. V. K. Wellington Koo. He has submitted to the White House a program asking for, among other things: (1) an immediate declaration of American support for Generalissimo Chiang; (2) about \$3 billions in aid to the Nationalists over the next three years; (3) an outstanding United States military officer to give direction and advice in the civil war against the Communists.

The assumption is that Mme. Chiang is trying to use personal influence to get the Administration's approval of the program outlined by Dr. Koo. The signs so far seem to point to a failure of her mission.

Administration circles have indicated deep reluctance to commit the country to a full-dress aid program in China. These circles feel that American economy could not stand the strain of the outlay for the European Recovery Program plus additional billions for China. They feel, moreover, that even full-scale aid for the Nationalists would not necessarily mean that Generalissimo Chiang would win the war and restore stability to China.

In China itself the outcome of a crucial battle—the battle for Nanking—was still uncertain. This was the over-all picture: Communist divisions had pressed southward to the approaches of Pengpu, only 100 miles north of Nanking. Many miles behind the Communist front lines were two encircled concentrations of Nationalist forces. One was a force that evacuated Suchow—200 miles north of Nanking—eleven days ago. This force was trying to drive southward sixty miles to link up with the other Nationalist concentration. There were reports last week that Communist pressure on these two Nationalist groups was steadily increasing.

The seriousness of the situation for Nanking was indicated by a decision by Generalissimo Chiang on Friday. He proclaimed martial law for all of Nationalist China except for the island of Formosa, Tibet and the autonomous provinces.